H
1050

von Halden
N. 440.

Ansichten
einiger der
schwersten Phänomene
in der
Welt-Geschichte.

Von

D. J. G. Heynig,
privatisirendem Gelehrten in Halle.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zweyte Auflage.

Leipzig,
bey Bruder und Hofmann.
1808.

Vorrede.

Der Verfasser dieser Ansichten schwerer Phänomene in der Geschichte hat schon auf Schulen eine besondere Neigung für Geschichte und Geographie bey sich verspührt, und diese Neigung durch die Lektüre so vieler historischer und geographischer Bücher, als er deren nur habhaft werden konnte, zu befriedigen gesucht. Allein diese Liebhaberey der Geschichte betraf auf Schulen und noch lange nachher blos das Aeußere, die Außenseite der Geschichte, so daß ich mir unter dieser Wissenschaft blos einen Inbegriff,

eine chronologische Zusammenreihung der Kriege, die zu allen Zeiten in der Welt geführt worden sind, vorstellte. Kurz, lange war mir die Geschichte bloße Kriegsgeschichte. Daher beschäftigte sie auch meist nur mein Gedächtniß, und half es mit den Namen der Eroberer und Helden, der Kaiser und Könige, der Kriege und der merkwürdigsten Schlachten u. dergl. vollfüllen. Späterhin fing ich erst an zu ahnden, daß wohl diesem Aeußern der Geschichte etwas anders zum Grund liegen, und daß durch alle Kriege und Revoluzionen in der Welt wohl gar etwas Höheres bezweckt seyn möchte. Ich ahndete dieses immer deutlicher, bis ich zuletzt durch bessere historische Lektüre, durch gute historische Vorlesungen auf Universitäten, und durch weiteres Reflektiren über einzelne auffallende Begebenheiten die ganze unermeßliche Sphäre

der innern Geschichte entdeckte. Da lag eine neue Welt vor mir; da sah ich nun hinter dem schrecklichen Weltgetümmel, hinter dem wilden Kriegstheater die stillen und angenehmen Regionen der Kultur und Industrie, der Künste und Wissenschaften, der Humanität und Weisheit, der mancherley Religions- und Moralsysteme, der Sitten und Ideen —; da zeigte sich mir die Geschichte in einer andern und schönern Gestalt, und stärker, als je, wurde meine Neigung zu dieser heilsamen Wissenschaft. Zu diesem Fortschritt in meiner Geschichtskenntniß trug aber der genossene Unterricht des Hrn. Prof. Heeren in Göttingen sehr viel bey, und ich gestehe, daß ich ohne den Unterricht dieses vortrefflichen Historikers vielleicht gar nicht, oder doch weit später in's Innere, in den Geist der Geschichte eingedrungen seyn würde. So aber ging's

leichter und geschwinder, zumahl da mir bisweilen noch Privatweisungen vom Hrn. Professor Heeren zu Theil wurden. Seit dieser veränderten Richtung meines historischen Studiums lebte ich nun fast ausschließend im Tempel der Klio, und ich las, studirte, forschte in der Geschichte, so weit es meine Kräfte und ungünstige Glücksumstände nur immer zuließen. Von Göttingen ging ich nach Berlin, in das schöne, geschmackvolle Berlin, wo ich meinen zweyjährigen Aufenthalt meist der Geschichte widmete, indem ich, mit Hülfe der dasigen reichen Königsbibliothek, mehrere historische Schriften, z. B. den Andronikus, den Heraklius, die historischen Gemählde vom Steigen der Macht und der Kultur der Brandenburgischen und Preußischen Länder — daselbst verfaßte, und zum

Theil durch den Druck bekannt machte. Auf diese Art fuhr ich fort, die Kulturgeschichte der Völker, die Geschichte der Menschheit immer vollkommner zu erforschen, besonders gewisse Punkte und Phänomene derselben, die mir stets wie Räthsel vorkamen, zur deutlichen Ansicht zu bringen, ob es gleich damit nicht recht glücken wollte, und zwar aus dem Grund, weil wir noch zu wenig Geschichte vor uns haben, indem wir ohne Zweifel manche Knoten in der innern Geschichte besser lösen würden, wenn wir z. B. eine kritische Geschichte statt von zwey oder drey tausend Jahren, von zehn tausend Jahren besäßen. Doch wenn nur unsere Geschichte, so weit wir sie kennen, gehörig aufgefaßt, und aus natürlichen Gesichtspunkten betrachtet wird, so läßt sich daraus schon Vieles folgern, was auf Kultur und den Gang derselben, so wie

auf die Menschheit und ihre Bestimmung Bezug haben möchte. Glückt dem Verfasser, wie er sehr wünscht, eine Anstellung im Fach der Geschichte oder der Philosophie, so wird er dem Publikum mehreres von seinen Forschungen über das Innere der Geschichte zur Prüfung vorlegen, und überhaupt etwas Größeres und Zusammenhängenderes zu liefern suchen. Voritzt kann er weiter nichts thun, als einzelne Punkte heraus heben, als einzelne Partien bearbeiten, wie dieß mit den vorliegenden Ansichten, und mit den vorhergegangenen Ideen über den Gang der Kultur und der Menschheit der Fall ist. Es sind dieß nur Vorspiele, nur Versuche zu größern historischen Arbeiten, die er mit allem Eifer zur Hand nehmen wird, sobald ihm eine glückliche Muße zu Theil werden sollte. Der Verfasser glaubte dieß hier

erinnern zu müssen, damit man diese Schrift nicht etwa aus einem unrichtigen Gesichtspunkt betrachten, und zu streng beurtheilen möchte. Wer an den Quellen sitzt, wer in litterarischer Muße lebt, wer als Lehrer auf Universitäten angestellt ist, der kann leicht mehr prästiren; aber eben deßhalb wird er oft verleitet, von Andern das Nämliche zu verlangen, und eigensinnig über ihre Arbeiten abzuurtheilen. Sey dieß, wie ihm wolle. Dem Verfasser werden alle Winke und Belehrungen willkommen seyn, so wie er nicht nachlassen wird, sich der Geschichte noch weiter zu ermächtigen, und um so weniger, da es ihm durch neue Bemühungen gelungen ist, einzusehen, daß die äußere Geschichte der Staaten, die sich meist mit Kriegen, Eroberungen, Revoluzionen, Fürsten und Helden beschäftigt, doch viel wichtiger und be-

deutender ist, als man dem Ansehen nach glauben sollte. Die äußere Geschichte steht aber im genauesten Zusammenhang mit der innern Geschichte; daher darf man keine vernachlässigen, sondern ohne Vorliebe für die eine und die andere, ist jede gleichmäßig zu studieren und zu erforschen. In der Mitte liegt alle Wahrheit! Aber gewöhnlich kommt man erst zur Mittelstraße, nach kürzerm oder längerm Herumschweifen auf beyden Extremen. Wer erst für die äußere, und dann für die innere Geschichte zu sehr eingenommen war, kann, unter günstigen Umständen, ein sehr guter Historiker werden.

Inhalt.

1) Ueber den Gang der Dinge in Afrika, oder Grundriß einer Geschichte von Afrika. S. 1.

2) Ueber die Perfectibilität des Menschengeschlechts, mit Hinsicht auf Griechenland und Italien. — 40.

3) Muhammed, Stifter einer neuen Religion. — 89.

4) Arabien, ein Hauptland in religiöser Hinsicht. — 113.

5) Die Araber. 123.

6) Die neuen Musulmänner, oder die Wahabyten in Arabien. — 146.

7) Ueber den Gang der Lutherischen Reformazion, hauptsächlich in der Mark Brandenburg. — 159

I.

Ueber den Gang der Dinge in Afrika.

Wie es noch gegenwärtig im größten Theil der Negerwelt und im Lande der Hottentotten aussieht, eben so sah es einst in ganz Afrika aus, von Aegypten bis hinunter zum Cap, und vom Cap bis hinauf zur Meerenge, die Europa und Afrika scheidet. Da waren alle Völker in Afrika roh und wild, ohne ordentliche Regierungen und Gesetze. Einige streiften herum, und nährten sich von der Jagd; andere von der Viehzucht; und noch andere blos vom Gefrüchte der Länder. Einige ließen sich aber auch nieder, und verwandelten ihre beweglichen Zelte in unbewegliche Hütten, um so desto bequemer Acker- und Landbau treiben zu können. Bogen und Pfeile waren ihre Waffen gegen Menschen, wie gegen Löwen und Tiger; Pferde und Kameele waren die Thiere und Gehülfen, deren sie sich bey ihren Streifereyen, und späterhin bey ihren Handelszügen in die

äußern Küstenländer ihres Erdtheils bedienten. Dabey standen die Afrikanischen Völkerschaften unter Stammhäuptern, oder Phylarchen, die den heutigen Emirs der Araber ähnlich waren, und deren Hauptbestimmung die geschickte Leitung und Vertheidigung der Unterhabenden ausmachte. — So war die Lage der Dinge bey den Gätuliern, den Nigriziern, den Garamanten, den Libyern, und zum Theil selbst noch in Numidien und Mauritanien, als schon die cultivirten Phönizier und Carthaginenser in Afrika sich eingenistet hatten. So würd' es auch länger in diesem Welttheil geblieben seyn, und noch itzt würde man vielleicht in Afrika weiter nichts, als hier Zelten und Nomaden, dort Hütten und Ackerbauer, da Jäger, anderwärts Lotophagen sehen, wenn Afrika länger isolirt geblieben wäre, und keine Einflüsse von fremden Völkern erlitten hätte.

Allein dieser einfache Naturzustand der Völkerschaften in Afrika dauerte nicht überall lange fort, sondern er ward in einigen Küstenländern dieses Erdtheils sehr bald zerstöhrt, und zum eigentlichen Bürgerthum allmählig modifizirt. In den obern Nilländern, oder in Aethiopien, und darauf auch in Aegypten entstanden frühzeitig aus einzelnen Völkerstämmen Nazionen, und aus einzelnen Nomen

oder Distrikten Reiche, und zwar theils durch Handel und Verkehr, theils durch eine Gemeinschaft gewisser religiöser Ideen, und des darauf Bezug habenden Götterkultus. Denn wenn Staaten sich ausdehnen, entweder dadurch, daß sie in den angrenzenden Ländern Kolonien stiften, oder Eroberungen machen; so wird hauptsächlich dahin gewirkt, die neuen Länder und ihre Bewohner in politischer und religiöser Hinsicht mit dem Mutterlande zu amalgamiren, und dadurch ein dauerhaftes Band zwischen beyden zu knüpfen. Dieß war auch der Fall in Aethiopien und Aegypten. Jenes, durch äußere und innere Ursachen, die anderswo angegeben werden sollen, zu einem förmlichen Staat gebildet, griff um sich, wirkte auf die vor und unter ihm liegenden Nilländer, und half dadurch einen Staat erschaffen, der nach seinem Ebenbild war, der sich von Meroe's Grenzen bis zum sogenannten Delta hin erstreckte, und der endlich zu dem mächtigen und berühmten Staat von Aegypten emporwuchs.

Durch diese Veränderung der Dinge in den Nilländern war eine Begebenheit in und für Afrika gestiftet worden, welche die allergrößten Wirkungen hervorbrachte, deren Folgen noch bis diesen Tag zu spühren sind, und die immer zu spühren seyn werden. Jtzt war am Nil ein Kampf zwischen Natur und Kunst, zwischen

Einfalt und Politik, zwischen Freyheit und Unterwürfigkeit, zwischen Sittlichkeit und Leidenschaft, kurz, itzt war der ewig währende, und in Asien längst schon angegangene Krieg zwischen Barbarey und Kultur auch in Afrika zum Ausbruch gekommen, und er dehnte sich immer weiter aus, je weiter Aethiopien und Aegypten ihre Herrschaft und ihren Einfluß ausdehnten. Aethiopien griff mehr südostwärts um sich; Aegypten aber mehr nordwestwärts; daher auch die Libyer in Marmarika, und besonders die Ammonier fast in allen Stücken nach ihren Nachbarn, den Aegyptiern, sich bildeten. Beyde Staaten von Aethiopien und Aegypten hätten aber noch weit mehr für die Kultivirung und Civilisirung der Afrikanischen Völker thun können, wenn sie ein gewisses System deßhalb unter sich auf die Bahn gebracht, und einander nicht selbst beunruhigt und bekriegt hätten. Aegypten, als es herangewachsen war, entzog sich dem Einfluß von Aethiopien, und rang sich sogar über dasselbe hinweg, welches Verhältniß jedoch in der Folge, nach vielen Kriegen und Kulturstöhrungen, sich wieder umkehrte, so daß Aegypten unter der Obergewalt Aethiopiens gedrückt, und dadurch entsetzlich zerrüttet und geschwächt wurde. Dieß hatte zur unmittelbaren traurigen Folge, daß Afrika zum ersten Mahl von fremden Völkern angefallen, und heimgesucht

wurde, und zwar nach einander von den Assyriern, Babyloniern und Persern, welche letztern Aegypten völlig zur Provinz machten, Aethiopien bedrohten, und nordwestwärts bis an die Länder der Carthaginenser sich festsetzten. Hätten die Aethiopier und die Aegyptier sich nicht wechselseitig geschwächt, und durch blendende, aber äußerst unkluge und gefährliche Unternehmungen sich nicht in die Händel der Juden, und vornehmlich der Reiche und Völker in den Persischen Ländern gemischt; so würde sie das klägliche Loos der Unterjochung und Knechtschaft nicht betroffen haben, da sie mit ihrer vereinigten Macht auch das mächtigste Volk vom Eindringen in Afrika abzuhalten im Stand gewesen wären.

Afrika hatte sich muthwillig in die Asiatischen Völkerhändel verflochten; aber dafür ward es auch in der Folge, gleichsam zur Strafe, in alle große Begebenheiten und Revoluzionen der Welt mit verwickelt. Denn seit den glücklichen Einfällen der Assyrier, der Babylonier, der Perser, hatte Afrika keine Ruhe und Sicherheit mehr, sondern es sah sich von einem Mahl zum andern den Angriffen aller erobernden Völker ausgesetzt, und mußte in größerm und geringerm Umfang nach einander bald den Griechen und Macedoniern, bald den Römern, bald den Arabern, bald den Tür-

ken, bald den Vandalen, bald den Europäischen Handelsnazionen gehorchen.

So wie gegenwärtig und lange schon die Europäer des Handels und der Schiffahrt wegen die ganzen Westküsten, und zum Theil auch die Ostküsten von Afrika gleichsam in Beschlag genommen haben; eben so machten es einige seehandelnde Völker, am meisten die Phönizier und die Griechen, schon im frühsten Alterthum, indem sie sich auf den Nordküsten Afrika's niederließen, und sie nach und nach von Aegypten bis an die Meerenge bey Spanien fast ganz in Besitz nahmen. Die Tyrier, oder die Phönizier, gingen sehr früh dem Handel an den Afrikanischen Nordküsten nach, und sie waren unstreitig das erste seehandelnde Volk, das sich in Afrika einfand; gleichwie die Araber und die Assyrier die ersten Kriegsvölker waren, welche Afrika und den Zustand seiner Völker stöhrten. Der eröffnete Verkehr mit Spanien, und das viele Gold und Silber in diesem Lande, lockte die Phönizier noch stärker längs der Afrikanischen Nordküste hin, und ermunterte sie, um ihren gewinnreichen Handel zu sichern, zur Anlegung mehrerer Etablissements und Städte, wodurch sie zugleich die Gründe zur eigentlichen Kultur von Nordafrika legten, und in dem Gesitte, der Sprache, der Religion und der ganzen Lebensart der Numidier

und der Mauritanier große Veränderungen veranlaßten. Doch ging dieß schneller noch, als eine mißvergnügte Fakzion aus Phöniziens Hauptstadt sich wegwendete, und in Afrika Carthago gründete.

Carthago, diese glänzende Kolonie der Phönizier, wuchs in kurzem heran, und den Landeseingebohrnen zu Kopf, so daß bald aus unglücklichen Flüchtlingen reiche Seefahrer, und aus eingebettelten Miethlingen große Länderbeherrscher wurden. Die rohen, einfältigen Afrikaner, durch diesen schnellen Aufschwung Carthago's in Unruhe gesetzt, suchten zwar den Fortschritten und Umgriffen des neuen Volks der Carthaginenser Einhalt zu thun; aber vergeblich. Carthago, voll von Kultur und Industrie, voll von Reichthum und Kraft, behauptete sich muthig gegen alle Zerstöhrungsversuche der Afrikaner, und benutzte gleich den ersten großen Angriffskrieg, den es mit ihnen führte, dazu, daß es sich von der Grundsteuer befreyte, die es seit seiner Gründung in Afrika den Landeseingebohrnen hatte entrichten müssen. Von itzt an wurden die Carthaginenser immer mächtiger, und entrissen den Afrikanern einen schönen District nach dem andern; hauptsächlich aber verbreiteten sie ihre Herrschaft über die am Meer gelegenen Länder, und verschafften sich zuletzt den fast ausschließenden Besitz der ganzen nörd-

lichen Küste Afrika's, von Libyen bis zu den sogenannten Säulen des Herkules; sie würden sogar ihre Herrschaft auf der andern Seite bis gen Aegypten ausgedehnt haben, wenn die Griechen in Cyrenaika ihnen den Weg dahin nicht versperrt hätten.

Der Staat der Griechen von Cyrene war fast auf dieselbe Weise, als der Carthaginensische, nur einige Jahrhunderte später entstanden, und hatte auch bisher einen ähnlichen Gang genommen, wie der Staat der Phönizier. Klein in seinen Anfängen, aber durch neue Ankömmlinge aus Griechenland immer verstärkt, und durch Kultur und Kriegskunst den Afrikanern überlegen, hatte sich Cyrene nach und nach die Oberhand über die benachbarten Afrikanischen Völker errungen, und sich des herrlichen Landes bemächtigt, das von Cyrene, Cyrenaika genannt, zwischen Marmarika und Aegypten, und zwischen der Syrtenlandschaft und Carthago in der Mitte lag, und einige überaus kostbare Produkte, z. B. das Silphium hervorbrachte. Dieser Staat von Cyrene, dessen Bürger den Europäischen und Asiatischen Griechen in keiner Hinsicht nachstanden, stritt mehrmahls mit den mächtigern Carthaginensern um seine Grenzen, und hemmte die weitere Ausdehnung dieser unersättlichen Phönizier gen Osten; so wie ein paar Reiche der

Numidier und der Mauritanier im Westen den Eroberungen der Carthaginenser Einhalt thaten, und selbst noch einige Häfen an der See für sich und für ihre Völker glücklich retteten. Auf solche Art ward es verhindert, daß nicht ganz Nordafrika den übermüthigen und tyrannischen Carthaginensern in die Hände gerieth!

Dieses Festsetzen der Carthaginenser, der Griechen und der Perser in Nordafrika zog im Verlauf der Jahrhunderte neue, große Ungewitter über dieses von fremden Völkern unablässig beunruhigte Land, das gar nicht mehr zu sich selbst kommen, und ewig im Kampf und Streit stehen mußte. Nachdem die Griechen in Asien und Europa lang genug von den Persern beunruhigt und mißhandelt worden waren; so drehte sich endlich das Blatt um, dadurch, daß sich die Macedonier zum herrschenden Volk in Griechenland erhoben, sich an die Spitze desselben stellten, und die den Persern längst geschworne Rache vollzogen. Die zahllosen Perser verlohren eine blutige Schlacht nach der andern, und verließen eine große Provinz nach der andern; die Macedonier und Griechen drangen immer weiter, und gingen ihren Feinden auch bis Afrika nach, wo sie der Herrschaft derselben ein schnelles Ende machten, und sich aller Besitzungen bemeisterten, welche die Perser bisher in diesem Welttheil inne gehabt hatten.

So setzte sich ein neues mächtiges Volk in Aegypten und in einigen herumliegenden Ländern fest, und noch fester, als vorher die Perser. Doch mit dieser Aenderung der Dinge konnte Aegypten zufriedener seyn, als mit der vorhergehenden; denn die ungeheuere Universalmonarchie Alexanders kam nicht zu Stand, und Aegypten wurde keine Provinz, sondern ein besonderes Reich, dessen meist trefliche Regenten die Künste und Wissenschaften, den Handel und das Gewerbe auf's eifrigste beförderten; daher die Aegyptier unter den Griechischen Ptolemäern sich, wenn nicht besser, doch gewiß nicht schlimmer befanden, als einst unter ihren einheimischen Pharaonen. Kaum war diese wohlthätige Veränderung der Dinge in Aegypten erfolgt, so ließ sich's in Numidien und Mauritanien, oder in der Welt der Carthaginenser zu einer neuen Revoluzion an, da diese letztern ihren Handel und ihre Macht so weit und so lang allenthalben ausgebreitet hatten, bis sie zuletzt auf die kriegerischen Römer gestoßen waren. Diese fürchterliche Collision veranlaßte die zwey größten Kriege im ganzen Alterthum. In einem dritten Krieg wurde der ganz geschwächte Staat der Carthaginenser vollends zerstöhrt, und die herrliche Hauptstadt derselben in einen Aschenhaufen verwandelt.

Die stolzen Eroberer, die Römer, die nun in der Welt sich vor nichts weiter fürchteten, machten das Land ihrer vertilgten Feinde zu einer Römischen Provinz, und faßten damit auf immer festen Fuß in Afrika. Damit nicht zufrieden, richteten die herrschsüchtigen Römer bald ihr Augenmerk auf die zur Rechten und zur Linken an ihre Afrikanische Provinz anstoßenden Länder, besonders auf Numidien und Mauritanien. Diese Reiche, welche den Fall Carthago's auf alle Art mit beschleunigen halfen, und die dadurch neue Kraft und Stärke erhalten zu haben schienen, behaupteten sich zwar noch eine Zeit lang in Ansehen und in einer gewissen Unabhängigkeit von den Römern; allein es dauerte nicht lange, so machten es die neuen Macedonier mit Numidien und Mauritanien nicht anders, als es die alten Macedonier in Aegypten mit Cyrene gemacht hatten. Die Streitigkeiten, welche in Numidien und in Mauritanien entstanden, gaben den Römern eine gute Veranlassung, sich in die Landesangelegenheiten zu mischen, und nach einigen Zwischenspielen mit Numidien und Mauritanien so zu verfahren, wie mit dem Staat der Carthaginenser. Dadurch ward itzt alles Land von den Syrten an bis zur Meerenge bey Cadix eine Römische Besitzung, die sich aber nicht blos auf die Küsten, sondern auch auf's

innere Land und bis zu den Atlasgebirgen erstreckte.

Um diese Zeiten und noch vor dem Untergang der Reiche in Numidien und Mauritanien wurden zwey höchst merkwürdige Züge in das Innere von Afrika unternommen, der eine im Westen, und der andere im Osten dieses Welttheils. Bocchus, König in Mauritanien und Schwiegersohn des berühmten Jugurtha, unternahm den einen dieser Züge in das Innere von Afrika, oder wie die Alten sich ausdrücken, in das westliche Aethiopien. Von Norden her drang er immer südwestwärts, und kam in Länder, wo vor ihm kein Krieger hingekommen war, und wo er einige Seltenheiten, z. B. Rohr und Spargel, von einer ungeheuern Größe fand, die er seiner Gemahlinn nach Tingis schickte. Darauf kehrte Bocchus, nachdem er seine Neugierde und Thatenlust befriedigt hatte, nach Mauritanien zurück, ohne sein Reich durch diesen Zug im mindesten erweitert zu haben. Es scheint, als wenn Bocchus diese Unternehmung zu Schiff ausgeführt, und als wenn ihn ein gewisser Eudoxus aus Cizycus, der unter des Ptolemäus Physcon Regierung die Afrikanischen Küsten untersucht hatte, dazu aufgemuntert habe. Wenigstens erzählt Posidonius, daß der erwähnte Eudoxus aus Aethiopien zurückgeschifft, und an

der Mauritanischen Küste gelandet wäre, wo er seine Schiffe verkauft, die Reise zu Land in des Königs Bocchus Residenz angetreten, und ihn ermuntert hätte, eine Seefahrt dahin anzustellen. — Schade nur, daß durch diese große Unternehmung so wenig ausgerichtet worden ist, und daß wir keine nähern Berichte darüber haben!

Einige Zeit vorher war eine ähnliche Unternehmung ausgeführt worden. Ptolemäus Evergetes that das, was schon Alexander der Große thun wollte, und wagte einen Heereszug nach Aethiopien, besonders um die Quellen des Nils zu entdecken, und dadurch endlich einmahl die große Neugierde, die im ganzen Alterthum in Ansehung dieses Punktes herrschte, zu befriedigen. Er war auch glücklich in seinem Unternehmen, und besiegte, wo nicht alle, doch die meisten Völker in Aethiopien, wie aus dem bekannten Denkmahl bey der Stadt Aduli erhellet, das so lautet:

„Ptolemäus Evergetes drang bis in die entferntesten Gegenden Aethiopiens. Er eroberte Gaza, Agame, Signe, Ava, Tiamo oder Tziamo, Gambela, und die dabey gelegenen Völker, Zingabene, Angabe, Tiama, Athagaos, Calaa und Semme, ja, selbst ein Volk, welches jenseits des Nils in rauhen und mit Schnee

bedeckten Gebirgen wohnte, unterwarf er sich; hierauf auch Lazine, Zaa, Gabala, ein Volk, das in steilen Gebirgen wohnte, von welchen ein warmes Wasser herabfloß; ferner Atelmo, Bega, die Tangaiten, welche mit Aegypten grenzten; die Völker Onine und Metine, die ebenfalls auf Bergen saßen. Er bekriegte das Volk Sesea, und als es sich auf ein rauhes Gebirg zog, besetzte er alle Zugänge, zwang es zur Uebergabe, und nahm seine junge Mannschaft nebst Weibern und Kindern beyderley Geschlechts, und alles Vermögen mit sich hinweg. Er machte sich das Volk der Rausen, das ein glattes und trocknes, aber am Weihrauch reiches Land bewohnte, unterthänig, und bezwang die Nazion der Solate. Den Ueberwundenen ließ er ihr Land, legte ihnen aber einen Tribut auf. Nach diesen Siegen ging er nach Aduli, opferte dem Jupiter, dem Mars und Neptun, und weihete dieses Monument dem Mars im 27sten Jahre seines Reiches.“

Bey diesem Unternehmen muß man es noch mehr, als bey jenem, bedauern, daß die besondern Umstände desselben nirgends in der Geschichte erzählt werden, zumahl da es scheint, daß Ptolemäus Evergetes, der größte Afrikanische Eroberer, seinen Zweck wirklich erreicht, und die Quellen, oder die Anfänge des

Nils gesehen habe. Denn aus allem, vornehmlich aus den Namen Gaza, Agame und Ava ergiebt sich, daß er den größten Theil von Aethiopien, oder dem heutigen Abessinien durchzogen und erobert, folglich alle Länder am Nil vom Ursprung desselben bis zu seinem Erguß in's Meer erforscht, und eine Zeit lang besessen habe, ob er's gleich machte, wie Bocchus, und diese südlichen, von Aegypten gar zu weit abliegenden Länder ihrem vorigen Schicksal wieder überließ.

So weit drangen die Römer, die itzt eine Hauptrolle in Afrika zu spielen anfingen, niemahls in das Innere dieses Erdtheils ein, ob sie gleich alle erforderliche Kraft und Macht zu solchen Unternehmungen besaßen. Sie waren zu politisch, um auf Eroberungen auszugehen, die, der Natur der Dinge nach, nicht behauptet werden konnten, und zu groß und zu ernsthaft, um durch abentheuerliche Züge in das westliche und östliche Aethiopien sich Ruhm zu erwerben. Wo nicht reelle und dauerhafte Vortheile auf dem Spiel standen, da hatten die Römer bey aller ihrer Macht, weder Sinn noch Lust, etwas zu wagen. — Itzt, nachdem Cäsar Numidien zur Römischen Provinz gemacht hatte, schien es, als wenn die Römer und die Macedonier sich ruhig in Nordafrika theilen, und als wenn jene die obere Hälfte, diese aber die

untere Hälfte desselben beherrschen wollten. Doch dieß war nur Schein, der bald verschwand. Die zur Weltherrschaft erkohrnen Römer sollten nicht halb, sondern ganz zum Besitz von Nordafrika gelangen, und das hohe Schicksal der Erde begünstigte sie dabey so sehr, daß ihnen selbst eines der schönsten Länder in Nordafrika durch ein Testament vermacht wurde. Dieß war Cyrene, das der letzte Beherrscher desselben, Ptolemäus Apion, nicht den mit ihm verwandten Macedoniern in Aegypten, sondern den fremden Römern durch eine feyerliche Verordnung hinterließ. Und da bald darauf in der Herrscherfamilie Aegyptens Händel und Streitigkeiten ausbrachen, und die Römer als Schiedsrichter sich darein legten, so traf auch dieses herrliche Reich der Macedonier und Griechen das nämliche Schicksal, das schon den größten Theil der Staaten Alexanders des Großen betroffen hatte; es ward unter dem Kaiser Augustus eine Römische Provinz. — Nun besaßen die Römer fast das ganze Nordafrika von Sues bis zum Vorgebirge des Herkules, von Cyrene bis Ammonien, oder bis in's innere Libyen, und von Jol oder Cäsarea bis an den Atlas. Es fehlte ihnen nur noch der Besitz der Wüste, oder der Sahra, um sich zu Gebiethern der Hälfte von Afrika zu machen; und da sie itzt von allen Seiten her in das In-

nere von Afrika eindringen konnten, so wär' ihnen dieß am besten ausführbar gewesen. Allein die Römer, zufrieden, das erste herrschende Volk im schönsten Theil Afrika's geworden zu seyn, setzten hier ihres Reichs Grenzen, und suchten sie gegen die rohen Völker auf den Atlasgebirgen und jenseits derselben, durch Anlegung von Vestungen zu beschirmen; so wie sie in Oberägypten ebenfalls die Enden ihres Reichs gegen die Einfälle der Aethiopischen Völkerschaften durch Kastelle bewahrten. Zwar setzten sich die Römer einige Mahle gegen das Innere Afrika's in Bewegung; aber dieß thaten sie deßwegen, um die herumstreifenden und allen plündernden Gätulier, Nigrizier und Garamanten theils in Furcht zu jages, theils durch beygebrachte Niederlagen zu schwächen und zu zerstreuen, was ihnen auch ziemlich glückte, weil sie es dabey machten, wie es die Oßmannen bisher immer mit den Arabischen Völkerstämmen gemacht haben, und den Saamen der Zwietracht unter diese zahlreichen Völker streuten. Mit den Waffen in der Hand würden auch die Gätulier und die Garamanten von den Römern, aller ihrer Tapferkeit und Kriegserfahrenheit ungeachtet, nicht bezwungen worden seyn; denn disciplinirte Armeen stoßen in Sahra und in den meisten Afrikanischen Ländern auf unüberwindliche Schwierigkeiten,

und sie sind nicht im Stande, hier festen Fuß zu fassen, da man die landeskundigen Einwohner am Abschneiden des Wassers und am Verderben der Nahrungsmittel nicht zu hindern vermag. Dieß sahen auch die Römer ein; deßhalb machten sie's so, wie sie's machten.

Anmerkung. Eben dieß erfuhren die Franzosen in unsern Tagen, da sie Aegypten besetzten. Die Mammelucken, erzählt der General Denon, hielten nicht Stand, sondern sie zogen sich immer in die Wüste zurück, wo sie den Vortheil hatten, sich besser und länger, als andere, halten zu können, da ihnen die Orte, wo sich Quellen befanden, und alle Ausgänge und Wege bekannt waren. Daher gelang es auch dem General Desaix nicht, die Mammelucken, wie er Anfangs im Sinn gehabt hatte, in einer von ihnen in der Wüste eingenommenen Posizion zu blokiren. S. Geogr. Ephemer. im December 1802, S. 563.

Dieser Beunruhigungen ungeachtet, welche die äußersten Grenzländer der Römer in Afrika von den Gätuliern und Garamanten, so wie späterhin von den Blemyern und Axumiten in Aethiopien von Zeit zu Zeit erleiden mußten, befand sich doch Nordafrika unter der Römischen Herrschaft einige Jahrhunderte lang

in einem erträglichen und ruhigen, ja, selbst, wenn man will, guten Zustand, und die Nordafrikanischen Völker verlohren wenig, oder nichts, dadurch, daß sie unter die Bothmäßigkeit der Römer geriethen. Es blühten Handel und Gewerbe, es gingen Künste und Wissenschaften im Schwang; es herrschten Toleranz und Religionsfreyheit, und die Römer stöhrten kein Volk in seinem besondern Götterkultus, da sie es blos auf weltliche Herrschaft überall anlegten, und um die Religionsideen und Tempelceremonien der Völker sich nichts bekümmerten. Wer recht that, der war ihnen angenehm, und wer ihren Einrichtungen nachkam, und die Abgaben gehörig bezahlte, ein guter Bürger und Unterthan. Daher wurden weder die Juden, noch die Aegyptier, weder die Syrer, noch die Mauritanier, weder die Germaner, noch die Armenier in ihren Religionen und Götterdiensten gestöhrt und beeinträchtigt, sondern man ließ alle diese und andere Völker in Beziehung auf Religion und Gewissensfreyheit, auf Himmel und Götter, auf Zukunft und Fortdauer denken und glauben, thun und machen, was sie wollten, und was bey ihnen im Gang war. Dieß war ein großes Glück für die Völker des Alterthums, aber sie kannten es nicht, und wußten es auch nicht zu schätzen. —

Im dritten und vierten Jahr unserer Zeitrechnung, als die Christliche Religion aus Judäa über die schönsten Länder der Erde sich zu verbreiten anfing, vorzüglich seitdem sie im Römischen Reiche zur Herrschaft erhoben worden war, itzt, da zum ersten Mahl eine positive Religion mit Verdammniß und Seligkeit, mit Schwärmerey und Bekehrungseifer, mit Intoleranz und Verketzerung, mit geistlicher Herrschsucht und Priesternacht — itzt, da sich dieses außerordentliche, bisher unerhörte Phänomen einer positiven Religion in der Welt einstellte, und darin, wie eine zweyte Sonne, einheimisch wurde, itzt änderte sich die alte Lage der Dinge überall ab, und alles schien eine andere und höhere Richtung zu bekommen. Itzt ward aber auch die Ruhe der Länder und der Völker auf eine neue Art unterbrochen, und alle Toleranz und Gewissensfreyheit schien gänzlich und auf immer aus der Welt verbannt werden zu wollen. Itzt gab es Heyden, Juden und Christen im Römerreich, die einander höchst zuwider waren, und sich wechselseitig auf alle Weise kränkten und mißhandelten, haßten und verderbten, und zwar so lange, bis die Heyden und die Juden völlig zu Boden gedrückt waren, und die Christen über alle Widersacher und Feinde triumphirt hatten. Sehr bald zerfielen aber auch die Christen unter einander selbst in

Streitigkeiten und Sektenhändel, und es bildeten sich neben den politischen Fakzionen nun noch religiöse Fakzionen, die einander ärger haßten, und verfolgten, als Juden, Christen und Heyden, ja, die selbst, wie Ammianus Marcellinus als Augenzeuge sich darüber ausdrückt, einander wie wilde Bestien zerrissen und zerfleischten, so daß fast die ganze Universalmonarchie der Römer dadurch zerrüttet und auf's jämmerlichste entstellt wurde.

Afrika, oder Nordafrika litt wegen seiner Lage am ersten und am meisten mit durch diese religiöse Revoluzion, und durch die Unruhen und Fakzionen, welche durch dieselbe hervorgebracht wurden, zumahl da man in Aegypten das Christenthum zum Theil mit Gewalt von Constantinopel aus herrschend machte, und die herrlichen Tempel, Statuen und Religionsmonumente der sogenannten Heyden zertrümmern und zerschlagen ließ. Dieß geschah vornehmlich unter dem Kaiser Justinian, unter dem nämlichen, der auch gegen fremde Völker keine Toleranz mehr kannte, und der z. B., als die schon erwähnten Blemyer eine neue Streiferey nach Aegypten gethan hatten, dem Commandanten der Vestung Philä den schrecklichen Befehl zuschickte: die Tempel der Barbaren zu schleifen, ihre Priester in Verhaft zu nehmen, und alle Bilder der Götter nach

Constantinopel zu liefern. — So sehr hatte sich itzt alles im Reich der Römer, und selbst in ihrem System geändert! So sehr hatte sich itzt die vorige Ordnung der Dinge und der Ruhestand der Völker verwandelt! — Nicht viel anders ging es in Numidien und in Mauritanien, wo nicht nur manche gewaltsame Scenen gegen das unterdrückte Heydenthum vorfielen, sondern wo auch in kurzem die heftigsten und die eckelhaftesten Religionsstreitigkeiten und Sektenkriege ausbrachen, die alles zerrütteten und in Unruhe stürzten, und die auf's hartnäckigste Jahrhunderte lang fortgesetzt wurden, bis die musulmännischen Araber dazwischen kamen, und mit den Christen in Afrika es eben so machten, wie diese vorher es mit den Heyden gemacht hatten.

In diese Spaltungen, Streitigkeiten und Unruhen der Christenheit, oder in diese Stürme und Erschütterungen, welche die religiöse Revoluzion in Judäa, nach ihrer Verbreitung allenthalben verursacht hatte, brauste und donnerte noch eine politische Revoluzion, die sich schneller, als Wasserfluthen, herum verbreitete, die sich über ganz Europa, zum Theil auch über Asia und Afrika verbreitete, und die eine Hälfte des Römischen Universalstaats völlig zertrümmerte und zerstöhrte. Dieß war die Völkerwanderung, eine Begebenheit, die eben

so außerordentlich in ihrer Art war, als der Auftritt der positiven christlichen Religion in der Welt, und die auch fast gleich große und wichtige Veränderungen im ganzen Occident veranlaßt hat. Selbst das isolirte Afrika mußte, wie bey jeder, so auch bey dieser Revoluzion leiden, und es ward in Furcht und Schrecken gestürzt, als einige Germanische Völker, besonders die Vandalen, aus Spanien in Afrika einfielen, die zerrütteten Römerprovinzen eroberten, und ein mächtiges Reich stifteten, das die ganze obere Hälfte von Nordafrika befaßte. Kaum waren diese Unruhen, nach der Festsetzung der Germanischen Barbaren, etwas vorüber gegangen, so suchten die Oströmer unter dem eitlen Justinian die Vandalen wieder aus Afrika zu treiben, und das schöne, wichtige Land mit ihrem Reiche zu vereinigen, welches ihnen auch nach vielem Zerstöhren und Blutvergießen gelang. Kaum war Afrika von den rohen Vandalen gesäubert, kaum schien es unter den Kaisern zu Constantinopel zu neuer Ordnung und Ruhe zu gelangen, so stürmte ein anderes Ungewitter von Osten her, so griffen die Perser unter Chosrou Parviz unvermuthet Aegypten an, und haußten und tobten darin schrecklicher, als zuvor die Vandalen in Numidien und Mauritanien. Kaum hatte der tapfere oströmische Kaiser, Heraclius, Aegyp-

ten wieder befreyt, und die Perser zu Boden gekämpft, so brach in Arabien eine neue Revoluzion aus, die in kurzem eine fürchterliche und höchst bedenkliche Wendung nahm, wodurch selbst der große Heraclius außer Fassung gerieth; daher er sich voll von Verzweiflung an der Rettung seiner Afrikanischen und Asiatischen Provinzen aus Syrien nach Constantinopel zurückzog.

Dieß ist die Muhammedanische Revoluzion, dieß ist die Revoluzion, welche auf Afrika am meisten gewirkt hat, welche noch am stärksten darauf wirkt, und welche das Schicksal dieses ganzen Erdtheils in politischer und religiöser Hinsicht eher oder später vollends entscheiden, und bestimmen zu wollen scheint. Nicht lange dauerte es, so brachen die schwärmerischen und tapfern Araber in das benachbarte Afrika ein, eroberten Aegypten, und nach und nach ganz Nordafrika, bis an den Atlas und bis Spanien gegenüber, wodurch es nun unwiederbringlich für die Oströmer verlohren war. Das schöne Land litt aber bey dieser Revoluzion und bey dieser Eroberung durch die Saracenen außerordentlich, und mehr, als jemahls; denn es ward alles vollends zerstöhrt, was die Vandalen und die Perser noch stehen gelassen hatten, es kam fast um alle seine Kultur, und sah sich in die uralte Barbarey zurückgestoßen.

In Aegypten wurde das schönste und größte Magazin für Litteratur und Kultur verbrannt, und mehrere Städte des Landes litten itzt und in der Folge gewaltig. Noch weit mehr litt die westliche Hälfte vom Römischen Afrika, wo fast alle große Städte, weil sie den meisten Widerstand thaten, von den Arabern in Feuer und Flamme gesetzt, und in Schutthaufen verwandelt wurden, so daß diese Barbaren sich hernach selbst genöthigt sahen, sie wüste liegen zu lassen, und entweder neue Städte zu erbauen, oder die kleinern zu erweitern. Noch itzt liegen diese ehemahls so berühmten und so schönen Städte in Nordafrika wüste und öde, und allenthalben stößt man in der heutigen Barbarey auf Trümmer und Ruinen. Da liegen die Trümmer von Hippo regius, dort von Collops magnus, hier von Cäsarea, da von Siga und Sitifi. Welche Gräber ganzer Städte! Werden diese todten Trümmer je wieder belebt werden? Wird wieder Form und Zusammenhang in die Steinhaufen der Barbarey kommen? Oder können die neuen Araberstädte, Kairwan, Maroko, Cairo, Rosette, die alten ruinirten Städte ersetzen? Und kann die geringe Muhammedanische Religionskultur der alten Griechischen und Römischen Kunst- und Wissenschaftskultur gleich geachtet werden? Oder ist Seeräuberey Handel?

und Militärdespotismus die rechte Bürgerverfassung? Wie viel hat also nicht Afrika durch die Araber und durch ihre Revoluzion verlohren! Oder haben die Afrikaner durch die Griechen und die Römer verlohren, die sie zur höhern Kultur führten, und durch die Araber gewonnen, die sie der Natur näher brachten?

Die Arabische Revoluzion war keine blos politische, wie z. B. die Macedonische und die Römische; auch war sie keine blos religiöse, wie die Revoluzion, welche Jesus in Judäa stiftete, sondern sie war eine religiös-politische, oder politisch-religiöse, und ihre Tendenz war schon Anfangs auf weltliche und geistliche Herrschaft zugleich gerichtet, worin sie sich eben am meisten von der Christlichen Revoluzion unterscheidet, die erst durch Verbreitung gewisser Ideen den Weg zum Weltlichen sich bahnte. Daher begnügten sich die Araber nicht, wie die Römer, mit der Erlangung der Oberherrschaft in Nordafrika, sondern sie drangen auf die Annahme ihrer neuen Religion, und machten dieß gewöhnlich zu einem Hauptpunct, wenn belagerte Städte sich an sie ergaben, oder wenn sie den Kriegsgefangenen das Leben schenkten. Viele Christen, ja, selbst ganze Völker in Numidien und Mauritanien nahmen auch bereitwillig das einfache System des Islamismus an; andere thaten dieß

aus Furcht; andere wegen der Vortheile, die sie sich dadurch verschafften; und noch andere, weil ihnen alle Religionen in der Welt einerley und gleichgültig waren. Da außerdem die Araber überaus streng gegen die Abtrünnigen, oder gegen die verfuhren, welche vom Islam wieder abfielen, und sie ohne Schonung niedermachten, und da ihr Waffenglück fast unerhört, und ihre Schwärmerey beyspiellos war, so schadeten sie dadurch dem Christenthume in Nordafrika auf's äußerste, und brachten es schneller noch zum Sinken, als es emporgekommen war. — Aber damit begnügten sich die Araber nicht. Nicht blos die Nordländer Afrika's wollten sie erobern und besitzen, sondern, wo möglich, ganz Afrika, ja, die ganze Welt sollte mit Feuer und Schwerdt den Chalifen unterwürfig gemacht, und zum Muhammedanismus gebracht werden. Schwärmerisch, und an ein heißes Klima, so wie an das Herumziehen in Wüsten gewöhnt, führten sie wirklich das aus, was den Römern unmöglich geschienen hatte, und drangen über den Atlas in die sogenannte Wüste oder in das Innere von Afrika. Die Kabylen, diese uralten Bewohner der Nordküsten von Afrika, die sich aus Liebe zur Freyheit vor den fremden erobernden Völkern auf und in die Gebirge des Atlas gezogen hatten, und in ihren Magalien oder Hütten mit dem unverdorbenen Gewand der

Natur und der Einfalt saßen, diese tapfern Atlanten wurden itzt von den wüthenden Arabern in ihren hohen Gebirgen bekriegt, und nicht nur größtentheils bezwungen, sondern auch zum Islamismus bekehrt, den sie noch bis diesen Tag beybehalten haben. Dadurch bahnten sich die Araber die nächsten und die besten Wege in die unermeßlichen Steppenländer im Süden der Atlasgebirge, oder in die Länder der alten Gätulier, Nigrizier und Garamanten, wo sie allmählich um sich griffen, und die dasigen Völkerstämme mit ihrer Muhammedanischen Religion einigermaßen cultivirten. Aus Sahra verbreiteten sich die Araber noch weiter in's Innere von Afrika, sogar bis tief in Nigrizien, und in Senegambia bis zum Flusse Senegal, und hier und da noch weiter südwärts. Da sie dieses noch immer fortsetzen, und in Nigrizien, oder in der Negerwelt je länger je mehr Menschen und Völker zur Muhammedanischen Religion, bald durch Gewalt der Waffen, bald durch die Bemühungen der Musulmännischen Priester und Schulmeister getrieben werden, so scheint es, als wenn ganz Afrika nach und nach Muhammedanisch werden sollte, und als wenn die Araber zur Oberherrschaft in diesem Erdtheile bestimmt seyn. Dieß wird noch einleuchtender, wenn man bedenkt, daß die Araber nicht blos von Norden her Afrika angegriffen, und fast

alles auf dieser Seite zum Islam geleitet haben, sondern auch von Osten her, und auf den Küsten des Indischen Oceans, wo sie gleichfalls sehr beträchtliche Fortschritte in der Verbreitung ihrer Herrschaft, und noch mehr ihrer Religion gemacht haben, und noch machen. Kein Volk konnte auch Afrika so gut auf seinen zwey Hauptseiten, das heißt, im Norden und im Osten zugleich angreifen, als die Araber, deren Land mit Aegypten zusammen hängt, und von der ganzen Ostküste Afrika's nur durch ein schmales Meer getrennt ist. Deßwegen bestand von jeher eine Gemeinschaft zwischen Arabien und Afrika, vorzüglich zwischen Abessinien und Arabien, und es ließen sich noch vor der Revoluzion Muhammeds einzelne Haufen von Arabern auf den äußern Ostküsten von Sanguebar und Mosambik nieder. Aber noch mehr wurde dieß der Fall einige Jahrhunderte nach der Muhammedanischen Revoluzion seit dem Jahre 932, wo ganze Horden Araber auf den Ostküsten Afrika's landeten, und ihre längst vorausgegangenen Landsleute verstärken halfen, so daß dadurch die Landeseingebohrnen in große Bedrängnisse geriethen, weil sie sich entweder der Herrschaft und der fremden Religion der Araber unterwerfen, oder sich mehr in die innern Länder zurückziehen mußten. Auf solche Art ermächtigten sich die Araber fast aller südöstlichen

Afrikanischen Küstenländer bis gen Manomotapa und Sofala, und bis in die Länder der Hottentotten. Die Völker und Einwohner, welche vor den Arabern sich zurückzogen, und die weder zu ihrer Herrschaft, noch zu ihrem Islam sich bekennen wollten, nannten die Araber Götzendiener, Heyden, Ketzer, oder, wie sie sich in ihrer Sprache ausdrückten, Kaffern, Kiafern, Cauren, Gebern; daher ist es gekommen, daß noch bis itzt die Völkerschaften hinter Sanguebar und Manomotapa überall Kaffern genennt werden, ob man sie gleich anders und mit ihrem eigentlichen Namen bezeichnen sollte. Bey andern Völkern glückte es den Arabern mehr mit der Einführung ihrer Religion, besonders bey denen, welche zwischen Abessinien und Sanguebar sich befinden, z. B. bey den Matschida, den Maracatoern; selbst mehrere Stämme der Gallavölker ließen sich nach und nach zum Islamismus bewegen, und sie sind auch bis diesen Tag Muhammedaner geblieben. Es fehlt also weiter nichts, als daß noch die Shagga, und die sogenannten Kaffern zum Glauben an einen Gott und an Muhammed, seinen Gesandten, bekehrt werden; um mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können: „daß Afrika in einigen Jahrhunderten ganz Muhammedanisch seyn, und daß das Heydenthum selbst in diesem Welt-

theil, wie in Europa, und größtentheils auch in Asien, seine Endschaft erreichen werde."

So wurde Afrika, diese isolirt daliegende Welt, zum ersten Mahl von zwey Seiten her angegriffen und in Bewegung gebracht! So wirkte die Muhammedanische Revoluzion unaufhaltsam nach einander fort, und auf mehr als auf die Hälfte von ganz Afrika! So wurden die meisten Völker dieses Erdtheils mit einer neuen und bessern Religion bekannt gemacht, und in Nigrizien und in Sahra, in Sanguebar und auf dem Atlasgebirge erscholl das erhabene Evangelium von einem einzigen Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde! So wurde Afrika wenigstens in religiöser Hinsicht etwas weiter gebracht, und dadurch vielleicht der Grund zur eigentlichen Kultivirung dieses Erdtheils gelegt! Mögen also immerhin die Araber ihren Islam hier und da, oder in den christlichen Afrikanischen Ländern zum Theil mit Gewalt eingeführt haben, so bleibt ihnen doch das unendliche Verdienst, daß sie die Lehre von einem einzigen Gott, diese Hauptlehre der ganzen Menschheit, den meisten Völkern Afrika's, zu denen bisher kein Lichtstrahl der Vernunft und der Kultur gedrungen war, beygebracht haben.

Was nie geschehen war, so lang Afrika und die Welt stand, und was auch bisher nie geschehen konnte, das geschah im 15ten und 16ten Jahrhunderte. Da wurde Afrika nicht im Norden allein, wie von den Römern, nicht im Osten und Norden zugleich, wie von den Arabern, da wurde Afrika von allen Seiten her auf einmahl angegriffen, und im Westen, im Osten und im Norden bildeten sich schwarze Ungewitter, welche das ungeheuere Afrika durch und durch zu erschüttern drohten, und es auch wirklich in kurzem erschütterten. Im 15ten Jahrhunderte begann in Europa die große Schiffahrt, die allgemeine Seehandlung, und die Portugiesen entdeckten den ganzen Westen von Afrika bis hinunter zum Cap im äußersten Süden, und bahnten sich von da aus den Seeweg nach Ostindien. Bald setzten sich die Portugiesen, zur Sicherung ihrer Schiffahrt und ihres neuen Handels, hier und dort auf den Westküsten, und zugleich auch auf Afrika's Ostküsten fest; und da bald darauf wieder einige Arabische Horden auf der Küste Adel sich einfanden, überdieß die Türken in den ehemahligen Oströmerländern zum herrschenden Volke sich erhoben, in Afrika eindrangen, und Aegypten nebst noch andern herumliegenden Ländern eroberten; so sah sich Afrika auf einmahl allenthalben angefallen, und gleichsam von Feinden

umrungen, wodurch alles in diesem Erdtheile erst in Erstaunen und Schrecken, bald aber in Bewegung und Gährung gerieth.

Die Araber, welche zu Anfang des 16ten Jahrhunderts über die Meerenge Babelmandel gesetzt, und in Adel sich niedergelassen hatten, stifteten daselbst unter ihrem Emir ein eigenes Reich, und entrissen dadurch Abessinien eine nicht unbedeutende Provinz, die am Indischen Ocean zum Handel so bequem liegt. Zu gleicher Zeit ward auch Abessinien von Norden her angegriffen, und zwar von den Türken, die, nachdem sie im Jahr 1517 Aegypten erobert hatten, auf Nubien losgingen, einen Theil davon an sich brachten, den andern aber dadurch zum Abfall von Abessinien veranlaßten. Auf solche Art wurde das große, mächtige Reich Abessinien von vorn und von hinten bestürmt, und es verlohr einige seiner schönsten Provinzen am Nil, nebst der Hälfte seiner Küste am Arabischen Meerbusen. Die Türken eroberten aber nicht blos Aegypten und ein Stück von Abessinien, sondern sie dehnten auch ihre Herrschaft westwärts und ostwärts je länger je weiter aus. Westwärts von Aegypten verschafften sie sich allmählig, wenn auch nicht den wirklichen Besitz, doch die Oberherrschaft über den größten Theil der Barbarey bis gen Fes und Marokko, wo sich die Araber, oder die Mohren gegen die

Türken und die Spanier glücklich behaupteten. Ostwärts von Aegypten wagten sich die Türken selbst an das für unüberwindlich gehaltene Arabien, und bemächtigten sich wirklich des schönsten Theils desselben; so wie das Uebrige, und selbst der Fürst, oder der Scherif von Mecca sich zu einer gewissen Abhängigkeit von den Oßmannen bequemen mußte.

Durch diese Invasionen, welche Afrika im 16ten Jahrhundert von den Türken und Arabern erlitt, wurde übrigens in religiöser Hinsicht, oder in der Sache des Muhammedanismus wenig oder nichts geändert; wenigstens verursachten sie dem Islam keine Nachtheile, sondern noch beträchtliche Vortheile. Denn da die Türken und die Araber eifrige Musulmänner und heftige Christenfeinde waren, so suchten sie ihre Religion auf alle Weise zu befestigen und zu verbreiten, hingegen das Christenthum in Aegypten, in Abessinien, und zum Theil auch in Nordafrika noch mehr herunter zu bringen, und in Nubien ward auch wirklich durch die Bemühungen der Muhammedaner der Islam statt der christlichen Religion zur Herrschaft gebracht. Da zugleich die Araber, oder die Mauren im Innern von Afrika durch alle diese Händel und Bewegungen in den äußern Ländern dieses Erdtheils, sich keine Stunde lang in der Bekehrung der Neger und in der Verbreitung des Isla-

mismus stöhren ließen, so sieht man gleich ein, daß der Muhammedanismus in Afrika durch die Revoluzion der Türken und durch ihre Festsetzung in den Nilländern eher noch gewonnen, als verlohren hat.

Ganz anders hingegen ließ sich der Gang der Dinge in den Westküstenländern sowohl, als in Mosambique und Sanguebar an, wo sich die Portugiesen eingenistet hatten. Diese, als Christen, legten es, wie die Araber, nicht blos auf weltliche, sondern auch auf geistliche Herrschaft in ihren Niederlassungen an, um desto vollkommner gebiethen zu können. Sie waren auch in ihrem Vorhaben ziemlich glücklich, und führten in Guinea bis Benguela herunter das Christenthum so gut ein, daß es selbst in dem großen Reich Congo die Hofreligion wurde. Nicht anders verfuhren die Portugiesen in Mosambique und Sanguebar, wo Mönche und Pfaffen, Kaufleute und Soldaten den Landeseingebohrnen die christliche Religion vortrugen, und sie durch gute und böse Mittel zur Taufe, zur Anbetung des Crucifixes, und zur Beobachtung der Hauptgebräuche des Katholicismus zu bringen suchten. Der Erfolg dieser Bemühungen war nicht gering, und es schien wirklich, als wenn das Christenthum auf den Westküstenländern von Afrika wieder gewinnen würde, was es in der Barbarey, in Aegypten und in Abessi-

nien durch die Muhammedaner verlohren hatte. Doch die Sache erhielt bald eine andere Wendung, und ihr Ausgang war fürchterlich. Die zahlreichen und kriegerischen Negervölker hinter Congo, vornehmlich die Shagga, durch diese Umgriffe und gewaltsamen Bekehrungen der Portugiesen, in Bewegung und Gährung gebracht, verschworen sich itzt sämtlich unter einander auf's allerfeyerlichste, den Portugiesen Einhalt zu thun, und die Freyheit und die Selbstständigkeit der Afrikaner in religiöser und politischer Hinsicht auf's hartnäckigste zu verfechten. Dieser furchtbare, politisch-religiöse Bund, Quixiles genannt, wurde bald noch furchtbarer, da nicht nur viele Kaffervölker, sondern auch mehrere Gallastämme demselben beytraten, und ihn dadurch zum größten und verbreitetsten Völkerbund machten, von dem je in der ganzen Geschichte gehört worden ist. Die Wirkungen dieser fast allgemeinen Verschwörung der Völker in Unternigrizien waren aber auch entsetzlich und beyspiellos, indem die drey größten Reiche in Afrika, Congo, Manomotapa und Abessinien durch die Quixiles überschwemmt und verheert, zerrissen und zerstückelt worden sind. Die Shagga nahmen hauptsächlich die Bekriegung und die Zerstöhrung von Congo auf sich, die ihnen auch so vollkommen gelang, daß das unglückliche

Reich noch bis itzt in Trümmern daliegt, und das Christenthum entweder ganz wieder vernichtet worden ist, oder da, wo es noch Statt findet, sich gar nicht mehr kenntlich sieht. Fast eben so machten es die Galla in Abessinien. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts war es, als sie auf dieses christliche Reich wüthend einstürmten, und alle südwestliche Provinzen von demselben losrissen, so daß es dadurch in Schwäche und Ohnmacht gestürzt wurde, zumahl da sich die Galla nicht mit der bloßen Verheerung und Zerstückelung Abessiniens begnügten, sondern sich endlich auch in den südlichen Gegenden desselben, und, wie es scheint, auf immer förmlich festsetzten. Der geringe Ueberrest von dem alten großen Abessinischen Reich wird auf die Art beständig von den wilden und grausamen Gallastämmen bedroht, und es steht zu befürchten, daß es nebst dem Christenthume völlig zu Grunde geht, wenn eine Aenderung der Dinge oder Revoluzion in Südafrika vorfallen, und die Galla in neue Bewegung bringen sollte. Kein besseres Schicksal, als Congo und Abessinien, erfuhren die Reiche von Quiloa und Manomotapa. Durch die Simbaer und Shagga wurde jenes ganz vernichtet, und dieses zertrümmert und zerrissen, in welchem traurigen Zustande es sich noch gegenwärtig befindet. — Die gewaltsame

Einführung des Christenthums durch die Portugiesen hatte demnach die nämliche Wirkung in Südafrika, welche im achtzehnten Jahrhundert die gewaltsame Einführung des Islam im Großmongolischen Staate hervorbrachte. Hier standen die Mahratten mit den Seiken auf, und arbeiteten mit Erfolg an der Vernichtung des Reichs der Großmongolen in Ostindien; dort aber haben die Shagga und die Galla drey mächtige Reiche zertrümmert und ohnmächtig gemacht. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Schade nur, daß in der neuern Zeit nichts mehr, wie im Alterthum, zur Warnung geschieht, sondern alles schlechthin!

Seit dieser schrecklichen Revoluzion in Unternigrizien, die einige Aehnlichkeit mit der Völkerwanderung hat, haben die Portugiesen, und überhaupt die Europäer, in Ansehung der Verbreitung des Christenthums nur wenig ausrichten können, und die Europäer und ihre christliche Religion sind von dieser Zeit an den Südafrikanern äußerst verhaßt geworden. Da nun noch überdieß die Mauren und alle Muhammedaner gegen die Christen auf's stärkste eingenommen, und von einem unaustilgbaren Haß gegen sie beseelt sind; da endlich die Europäer von den Negern wegen des Sclavenhandels und wegen der dabey vorfallenden Grausamkeiten verwünscht und verflucht werden, so scheint es,

als wenn ganz Afrika auf immer und ewig für das Christenthum verlohren gegangen sey, und als wenn dagegen dieser Welttheil eher oder später noch ganz zum Muhammedanismus bekehrt werden solle.

Möcht' ich nun auch von diesem bisher verzeichneten Gang der Dinge in Afrika zu dem großen Zwecke dieses Ganges der Dinge übergehen können! Möcht' ich nun auch die höhere Tendenz von dem Gedränge aller dieser Revoluzionen, dieser sonderbaren Phänomene, angeben können! Doch dieß vermag kein Sterblicher. Gottes Weltregierung ist und bleibt ein Geheimniß; und wenn er Zeichen und Wunder, auffallende Phänomene und Revoluzionen in der Welt, wie Donner und Bliz, wirken läßt, so erstaunt zwar die Menschheit darüber, sie versteht aber nichts davon, und kennt nicht die eigentlichen Zwecke von diesen hieroglyphischen Ereignissen. Die Menschheit kann und darf auch nicht wissen, wie Gott die Welt regiert; sie muß blos glauben, daß alles, was geschieht, gut sey, oder zu guten Endzwecken führe.

II.

Ueber die Perfectibilität des Menschengeschlechts, mit Hinsicht auf Griechenland und Italien.

So lange die Sonne und der Mond am Himmel scheinen, so lange die Erde, die wir bewohnen, um ihre Axe sich dreht, so lange die Menschen auf diesem beweglichen Planeten leben, folglich die Geschöpfe bleiben, welche sie sind, so lange wird auch Wechsel, Veränderung und unruhiges Fortbewegen in der ganzen Menschheitssphäre ununterbrochen und unaufhaltsam fortdauern. So lange man in den innern Tiefen der menschlichen Natur keine wesentlichen Anlagen, keine unverkennbaren Zeichen und Spuren auffindet, daß ewiges Einerley, daß ewiger Zirkelgang die einzige Bestimmung der Menschheit ausmacht; so lange die ganze weggeflossene Geschichte keine deutlichen und sichern Merkmahle aufstellt, daß allmählige Vervollkommnung, daß immer

fortgehende Perfectibilität der Menschengattung Täuschung, leeres Hirngespinnst sey; so lange wird nirgends in der Menschenwelt gehemmter Fortlauf, wird nirgends eiserner Stillstand der menschlichen Dinge, baumartiges Dastehen des menschlichen Geistes, felsenmäßiges Daliegen der menschlichen Kräfte zum Vorschein kommen. So lange man aus der ganzen Beschaffenheit, aus der ganzen Einrichtung unsers Erdkörpers, und der Welt überhaupt; so lange man aus der denkbaren Natur des Wesens, der Grundursache, das oder die alles zum Seyn gebracht hat, nicht befriedigend darthun kann, daß die Menschen, als Geschöpfsgattung im unermeßlichen All betrachtet, und alles übrige Geschaffene vielleicht nach immer regelmäßigern, bestimmtern und beschränktern Bewegungen im selbstleeren, im freyheitslosen, im abgemessenen Mechanismus, im schrecklichen Wiederhohlen eines reitzverlohrnen Einerley, sich ewig herumtreiben müssen; so lange werden und müssen alle menschliche Künste und Einsichten und Wissenschaften, sich immer vervollkommernd, fortschreiten, so lange wird keine Theorie, keine Praxis abgeschlossen werden dürfen, so lange wird keine Philosophie, kein System durch sogenannte reine, formelle Prinzipe a priori in der Region der menschlichen Vernunft als vollendetes, als erstes und letztes gekrönt, und zum unveränder-

lichen und ununterbrochenen Herrscherthum erhoben werden können. Hier ist kein Ende der Thätigkeit, hier ist kein Abschluß des Denkens, des Forschens, des Philosophirens, hier ist kein Aufhören der menschlichen Fortbildung; hier ist vielmehr unaufhörlicher Besserungs- und Veredlungsdrang, so weit auch der Kreis der Menschheit in die Unendlichkeit, in die dunkelste Nacht der fernsten Ewigkeit hinein versetzt wird.

Alle Wissenschaften ohne Ausnahme hängen, wie es sich schon von selbst versteht, blos und lediglich vom Menschen, als ihrem Schöpfer ab; daher sind sie, und müssen sie auch nur menschliche Wissenschaften, nur für Menschen seyn. Die Menschen, als eine sich immer perfectibilirende Wesengattung, stehen nie bey einem Punkte still, sondern sie bewegen sich immer vorwärts, und streben nach höherer Vollkommenheit; sie suchen die jedesmahlige Sphäre der Menschheit und der Vernunft, die blos relativ, blos temporell, niemahls absolut, und ewig begrenzt ist, von außen nach allen Seiten hin zu erweitern; so wie sie zugleich den innern Raum dieser Region immer besser und genauer und vollständiger zu erforschen und zu ergründen sich bemühen. Dieses Loos muß natürlicher Weise auch ihre Wissenschaften, ihre Künste, ihre sämmtlichen Einsichten und Kenntnisse, ihre Einrich-

tungen und Anstalten treffen; oder richtiger, alle Verbesserungen und Fortbildungen ereignen sich eben im Kreis dieser genannten Dinge, in der Mitte und am Aeußern des menschlichen Erkenntniß- und Wissensgebieths. Und dadurch sind alle Wissenschaften vor trägem Stillstand, vor zeitlichem Abschluß auf immer behütet und bewahret. Kurz, auf dem Pfade der Kultur gehen die Menschen fort, wie ihre Künste und Wissenschaften, alles, was ihnen angehört, schreitet mit ihnen weiter, und begleitet sie zur Rechten und zur Linken in die vollkommenere Folgezeit. Daraus ergiebt sich vieles, unter andern Folgendes:

Erstens, es kann noch niemahls ein Zeitalter auf diesem Planeten da gewesen seyn, das die höchste Stufe der Kultur besessen hätte, und das mit Recht für das beste, aufgeklärteste, klügste, geschmackvollste, wissenschaftlichste, gelehrteste erklärt werden könnte und dürfte.

Zweytens, in der ganzen Geschichte, in der ganzen Vorewigkeit kann und darf kein Volk, es heiße Griechen, oder Römer oder Araber, auftreten, und von irgend einer seiner Wissenschaften und Künste, oder von irgend einem seiner Dinge vorgeben: Es sey bis zum Gipfel der Vollkommenheit gebracht, es sey vollendet, und die nachfolgende Zeit müsse es wohl lassen, wie sie es bey ihm vorgefunden habe.

Drittens, kein Mensch auf dieser Erde, (und Götter kann es aus leicht begreiflichen Ursachen darauf nicht geben) kein Sterblicher in irgend einem Zeitalter, weder in unserm, noch in einem der vergangenen, noch in einem der kommenden, heiße er Leibnitz, oder Kant, darf aufstehen, und von irgend einer Kunst und Wissenschaft, wenn er sich auch seine ganze Lebenszeit durch damit beschäftigt haben sollte, aussagen: Sie sey nun endlich einmahl auf's Reine gebracht, sie sey vollendet und geschlossen; seine Philosophie z. B. sey die einzig wahre und ächte, die allen nachkommenden Menschengeschlechtern volle Befriedigung gewähren werde.

Nichts Vollendetes, nichts Vollkommenes, nichts, was man das Beste, das Vortrefflichste, das Einzigwahre und Einzigrichtige nennen könnte, ist in irgend einem Zeitalter, an irgend einem Ort in dieser Menschenwelt vorhanden, und zwar vermöge der Natur der Dinge, vermöge unserer Bestimmung und des allgemeinen Weltzwecks, den das Urwesen der Wesen mit der Existenz des Alls verknüpft haben muß. Man darf aber dabey einen wichtigen Unterschied nicht aus dem Gesichte lassen, nämlich zwischen der jedesmahligen Jtztwelt und zwischen der Folgewelt. Denn in Beziehung auf jene und auf die Dinge, die allemahl zugleich neben einander in derselben anzutreffen sind,

kann es gar wohl eine Kunst, eine Wissenschaft und dergl unter allen übrigen geben, welches das beste, das vollkommenste, das richtigste genannt zu werden verdient; nur in Rücksicht auf die Nachwelt muß dieß gänzlich geleugnet werden. Alles, was hier gesagt wird, ist demnach allemahl mit Hinsicht auf die Zukunft zu verstehen, ist blos aus der Zusammenhaltung der Gegenwart mit der durch diese Gegenwart schon bestimmten Folgezeit zu erklären. Man könnte dieß auch so ausdrücken: Es ist ein Unterschied zu machen zwischen den Dingen im Raum, und zwischen den Dingen in der Zeit. Unter den Dingen im Raum versteh' ich die jedesmahlige ganze Welt, wie sie in einem Zeitalter beschaffen ist; unter den Dingen in der Zeit aber die ganze Welt, welche allemahl auf jene folgt, oder die Zukunftswelt, wiefern sie von jener verschieden, wiefern sie fortgerückter, d. h. besser und vollkommener ist und seyn muß.

Von der Wahrheit und Richtigkeit dieser Behauptung sind alle Menschen, selbst alle Gelehrten und Philosophen, auch die sogenannten Kritiker und Idealisten überzeugt. Von einer bessern, d. h. von einer sich immer verbessernden Zukunft sind alle Menschen auf's gewisseste überzeugt, und sehr viele würden sich selbst zerstöhren, wenn dieser feste Glaube, das

Palladium der Sterblichen unter dem Himmel, sie nicht fortwährend beseelte und erhielte. Alle Denker sprechen in ihren Büchern von einer bevorstehenden bessern Zeit, von einem andern und vollkommnern Leben, als das gegenwärtige ist, von einem Himmelszustand, wo es mehr Recht und Gerechtigkeit gibt, als hier, und von einer endlichen Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit. Dieß darf aber nicht so verstanden werden, als wenn diese bessere, glücklichere Zeit, plötzlich wie ein Dieb in der Nacht einbricht, oder als wenn jener Himmel, wo dreymahl seliges Götterleben herrscht, sogleich und unmittelbar auf diesen Erdenzustand eintritt; dieß könnte nicht einmahl die Allmacht bewirken. Vielmehr ist hier allemahl blos an ein allmähliges Besserwerden, an ein langsam fortschreitendes Annähern zu größerer Vollkommenheit und Glückseligkeit zu denken. Die Natur macht nirgends einen Sprung; Alles kommt durch allmählige Zwischengänge zum Vorschein. Alles, was da ist, und wie es da ist, ist es nur nach und nach geworden, und so wird und muß alles, was in der Ewigkeit folgt, nur allmählig in die Reihe unserer Dinge gewebt werden. Jüngster Tag, Himmel, Tugendzustand, Glückseligkeitsleben, Rechts- und Wahrheitsherrschaft — wie tief mögt ihr noch in der Ewigkeit eingehüllt liegen! Und wie

nahe seyd ihr schon den hoffnungsvollen, den darauf harrenden Sterblichen!

Bey dieser Ansicht der Dinge, bey dieser allmähligen Perfektibilität der Menschheit und alles Menschlichen, dürfen uns zwey Erscheinungen nicht irre machen, die leider! nur allzugewöhnlich, nur zu regelmäßig erfolgen.

Die erste ist, daß es wirklich das Ansehen hat, wenn wir die Vergangenheit, so weit sie uns vermittelst der Kenntniß der allgemeinen Weltgeschichte bekannt ist, überschauen, als wenn keine Vervollkommnerung, kein allmähliges Besserwerden Statt fände, als wenn man im Gegentheil Zirkelschwung, Kreisbewegung, oder augenscheinlichen Rückgang und handgreifliches Schlimmerwerden wahrnähme. Dieß ist bloßer Trugschein, bloße Schattentäuschung! Wie viel abgeflossene Vorzeit kennen wir denn? Bis wie weit in die Vergangenheit zurück reicht denn unsere sogenannte Geschichte? Eine Zeit von etwa dreytausend kurzen, menschlichen Jahren, das ist alles, wovon wir einige Nachrichten erhalten haben. Ueber diese Jahre hinaus rückwärts wissen wir nichts Gewisses mehr, und über diese wenigen Jahre hinaus vorwärts ist für uns alles in Dunkel und Finsterniß eingewickelt. Was sind doch drey Millionen Jahre gegen eine Ewigkeit? Dürfen wir uns erkühnen, eine geringe Zeit

von dreytausend Jahren zum Maasstabe für die Ewigkeit zu machen? Dürfen wir diesen Augenblick von bekannter Geschichtszeit mit dem Ewigseyn des Alles vergleichen, und dieses nach jener bestimmen? Nein; dieß hieße feindlich gegen die Vernunft handeln, dieß hieße die Vernunft, die in der Menschheit wohnt, vernichten wollen! Wir sind von vorgestern, und unsere Zeitkenntniß ist von gestern! Dieß verpflichtet uns eben zu schweigen, wenn wir die Allzeit denken, die wir niemahls zu messen vermögen.

Wollten wir aber auch die vorhergehende Bemerkung beseitigen, so ist doch noch ein Unterschied zwischen objectiver und subjectiver Vervollkommnung zu machen. In objectiver Hinsicht kann es allerdings scheinen, als wenn Etwas, z. B. eine Kunst, eine Wissenschaft, eine menschliche Anstalt immer einerley bliebe, als wenn sie nicht nur nicht besser, sondern sogar schlechter würde, oder als wenn gar an keine Vervollkommnung bey ihr gedacht werden könnte. Allein in subjectiver Betrachtung verhält sich's ganz anders. Da kann die nämliche Sache, die uns zum traurigen Stillstand verdammt zu seyn scheint, schon weit besser, vollkommner, fortgebildeter, wenn nicht in vielen, doch in einigen Menschen existiren, nur daß sie in dieser neuen und edlern Gestalt noch nicht allgemein sichtbar geworden, noch nicht

zur Objectivität übergegangen ist. Das Subjective wird nur ganz allmählig objectiv, und alles Objective war vormahls subjectiv, wie alles Allgemeine einmahl einzeln, und alles Absolute einmahl relativ. Setzet z. B. was ihr wollt, irgend eine menschliche Kunst, oder Wissenschaft, die itzt, oder in diesem Zeitalter so und so beschaffen, so und so weit kultivirt ist. Laßt nun in Gedanken dieses Gesetzte hundert, oder tausend Jahr, oder so lang ihr wollt, objectiv immer dasselbe, immer einerley bleiben, laßt es, wie man sagt, weder vorwärts noch hinterwärts kommen, wird's aber deßwegen auch subjectiv so seyn? Wird es, subjectiv geschaut, auch wohl dasselbe geblieben seyn? Nimmermehr. In irgend einem Subject, oder in mehrern wird euer Gesetztes große Abänderungen und Ausbildungen bekommen haben, wird es mehr oder weniger vereinfacht und verbessert, kurz, in mehr oder weniger Vervollkommung erscheinen. Allein diese subjective Kultur irgend eines Gegenstandes ist noch nicht objectiv, ist noch nicht allgemein geworden, oder so weit zu Tag ausgebrochen, daß sie jeder wahrnehmen, oder als objectiv existirend betrachten könnte. Oder noch deutlicher: Diese Verbesserung, diese Verfeinerung irgend eines Dinges, so wie sie im Innern eines oder mehrerer Menschen Statt findet, ist noch nicht in andere, in sehr viele

Objecte einer gewissen Menschenregion über- gegangen, man ist noch nicht durchgängig von der wirklichen Vervollkommung jenes Dinges überzeugt, man hält sie noch nicht für ausgemacht und entschieden, und versetzt sie noch nicht in die Reihe der Dinge, oder Wahrheiten, die objective Richtigkeit haben, und für allgemein wahr anerkannt werden. Die Geschichte des Galiläi, des Kopernikus u. a. m. könnte, wenn hier der Ort dazu wäre, dieß erläutern.

Im Vorbeygehen. — „Die gesammte Menschheit auf Erden hat gleichsam ein allgemeines Archiv, ein heiliges Universalgebäude, worin sie von Zeit zu Zeit ihre Kleinode, ihre edelsten Kostbarkeiten niederlegt, worin sie diejenigen Wahrheiten aufbewahrt, die nicht subjectiv, nicht relativ blos richtig sind, sondern die Objectivität und absolute Nothwendigkeit und Allgemeinheit an sich tragen. Aber mit der Aufsammlung solcher höchsten Resultate, die ohne alle Relazion auf gewisse bestimmte Gegenstände, d. h. auf einzelne Individuen, oder auf locale und temporelle Bedingungen, dennoch fest stehen und wahr bleiben, geht es freylich äusserst langsam zu; und in der That wäre auch Uebereilung hier verderblich und gemeinschädlich. Je langsamer man hier zu Werke geht, desto besser. — Eben deßwegen findet man auch

jenes allgemeine Menschheitsarchiv noch ziemlich leer an dergleichen Universalwahrheiten, und nur einzelne prangen bis itzt darin mit goldenen Feuerzügen, verzeichnet auf unverweßlichen und unzerstöhrlichen Denkmählern. Immer genug für die kurze Zeit, seitdem es auf diesem Planeten Menschen giebt! Immer genug für die wenigen Jahrtausende, die unsere bekannte Vorzeit ausmachen! Und wenn alle zehntausend Jahre — und wie wenig sag' ich da vom unendlichen Weltbestand! — die ganze Vernunft der Menschheit ein einziges dergleichen unschätzbares Himmelsgewächs, ein einziges untrügliches Resultat zur Reife bringt; so ist dieß hinlänglich, um aus den Früchten solcher himmlischen Wahrheiten Glückseligkeit für Ewigkeiten zu genießen, und durch sie Himmel und Seligkeit nach und nach für das ganze Menschengeschlecht vorzubereiten."

Wenn irgend ein Mensch oder ein Gelehrter mit etwas Neuem, mit einer neuen Kunst, oder Wissenschaft, oder Erfindung auftritt, so dauert es gemeiniglich nicht lange, daß andere Menschen sich ankündigen, welche jene Erfindung, jene Wissenschaft schon verbesserter, berichtigter und vervollkommter in ihrer Gewalt besitzen wollen. Dieß mag nun so seyn, oder nicht so seyn, es mag blos auf Einbildung, oder auf Wirklichkeit beruhen, so erhellet doch aus diesem Phä-

nomen: Daß der Trieb im Menschen, alles um sich herum immer mehr zu verbessern, zu vereinfachen, zu veredeln, ein Grundtrieb, ein ewig thätiges Vermögen in der menschlichen Natur ist, das der Urheber des Alls der Menschheit zum Behuf ihrer unendlichen Bestimmung, wie zur Realisirung des allgemeinen Weltzwecks, so weit er sie angeht, eingesenkt hat. — Es mag ein erfundenes Ding verbessernde Zusätze in der That sogleich erhalten, oder nicht, oder es mag dieß erst nach Ablauf von Jahrhunderten und Jahrtausenden sich zutragen, ein Zeitpunct kommt doch ganz gewiß, wo irgend ein Mensch, oder mehrere die Sache wirklich verbessern und vervollkommen. So bleibt, und kann es nicht immer bleiben; denn die Menschheit rückt immer weiter fort, und mit ihr alles Menschliche. Langsam feyerlich und majestätisch geht dieser Fortgang; dieß ist das einzige, was die Geschichte, trotz allem widriaen Anschein, mit Gewißheit davon lehrt. Stillstand und runder Kreislauf der Menschheit kann von keinem Sterblichen auf diesem Planeten bewiesen werden; aber Fortgang, Besserwerden, Annähern zu größerer Vollkommenheit kann jeder Mensch von Kopf beweisen, und diese Ueberzeugung mit unumstößlichen Grundpfeilern unterstützen. Daher herrscht hier allgemeine Gewißheit; daher ist diese Ueberzeugung gleichsam mit dem In-

nern der Menschheit zusammen gewachsen. Das Gegentheil begreift kein denkender Mensch, und alle Beweise dafür zerflattern in Staub, wie Frühnebel vor der aufwachenden Sonne zerstieben.

„O! ich Blinder! ich sehe keinen Fortgang zum Bessern in der Sphäre verfloßner Menschheitszeit. Ich Unglücklicher! stoße nirgends auf Perfectibilität, nirgends auf Spuren, die Fortschritt und Vervollkommung bezeichneten. Täuschung ist der Glaube an allmählige Verbesserung der Dinge, Trug die Hoffnung auf Himmel und Glückseligkeit. Was war, ist dahin, was ist, verschwindet, was seyn wird, das war schon, das ist schon. Ewiges Einerley liegt auf unserm Planeten, und ewiges Mancherley von diesem Einerley heißt die ewige Geschichte. Mein schwaches Auge sieht nichts von dem, was andere Augen erblicken wollen; mir wälzt sich das Rad der Welt in Kreisbahnen, statt daß es andern immer vorwärts zu laufen scheint; deßhalb sprechen sie von gut und besser, ich aber von schlecht und schlechter.“

Wenn sich auch der Zweifler an der Perfectibilität der Menschheit auf diese Art etwan ausdrückt, ist dadurch etwas verlohren? Das ganze Räsonnement gegen den Fortgang der Menschheit, es mag geführt werden, wie es will, zeigt sich gleich als gehaltlos, sobald

man die Scheingründe enthüllt, worauf es gebaut ist.

Zuförderst mischt sich hier der unsicherste aller Schlüsse von der Welt ein: Weil die Menschen und die Völker in den wenigen tausend Jahren, woraus die Geschichte besteht, sich nicht, wie es scheint, verbessert und vervollkommt haben; so werden sie sich auch in Ewigkeit nicht verbessern, und zu irgend einem Vollkommenheitsziel fortschreiten. — Welcher Schluß! Ein Schluß von einem Nichts auf Alles, von einer Minutenzeit auf die unermeßliche Ewigkeit, von einem dunkeln Wölkchen, das gestern in unserm Gesichtskreis sich herumtrieb, auf alle Atmosphären, auf den ganzen Aether, auf alle grenzenlose Räume der Welt! Kann auf diesem Schluß ein anderes, als unsicheres Räsonnement gebaut werden?

Ferner, jeder, der die Perfectibilität der Menschheit bezweifelt, und zwar aus der ganz unvollkommenen Ansicht von zwey bis drey Jahrtausenden, ist ja nur ein Individuum, ein Einziger. Was dieser sieht, wird darum nicht von allen, wird nicht allgemein gesehen. Er muß sich, will er anders consequent verfahren, blos individuell ausdrücken, und sagen, was er für seine Person gewahr wird, wie ihm auf seinem Standpunkt die bisherige Geschichte der Menschheit erscheint. — Das Vor-

geben Einzelner wird erst dann allgemeine Wahrheit, wenn alle, oder doch die meisten Menschen das nämliche sehen und erfahren, was jener Einzelne vielleicht wirklich, vielleicht nur einbildungsweise erfahren hat. Daß es übrigens mit dem Fortgange des Menschengeschlechts äusserst langsam zugeht, ist schon bemerkt worden; und jeder sorgfältige Beobachter der Menschen und der verschiedenen Völker, oder ihrer Gewohnheiten, Gebräuche, Einrichtungen, Lebensarten, Religionen, Künste nnd Wissenschaften kann sich hinreichend davon überzeugen. Wie will aber ein solcher Zweifler wissen, was jedesmahl subjectiv, und zwar gerade in Absicht auf die Gegenstände, die, wie er meynt, nicht von der Stelle kommen, vorhanden ist? Wie will er das verschloßne Innere der Menschheit erforschen, und sagen können: Das Menschliche im ganzen Umfang genommen, steht still und kommt niemahls weiter? Noch möchte es gehen, wenn man ein unerforschliches Geheimniß hier annähme, das nicht leicht zu lösen ist, und am wenigsten mit unserer geringen Zeit- und Weltkenntniß. Man höre demnach auf, da zu zweifeln, wo gar kein Zweifel statt finden kann. Ist's denn nur, daß man zweifelt, und in den Tag hinein eines nach dem andern willkührlich ableugnet? Erwägt, ihr Zweifler! daß es so gut eine Kunst zu zweifeln, wie eine

Kunst zu beweisen gibt. Wer diese Kunst nicht versteht, gehört zu den Leuten, die weiter keinen bestimmten Beruf zu etwas in sich fühlen, und daher aus Langerweile, oder aus Eigensinn, und andern zum Trotz zweifeln. Solche Zweifler, die keine Lust und Kraft haben, reiflich über die Dinge dieser Welt nachzudenken, und die mancherley Gründe für und wider alles zu prüfen, machen sich's lieber bequem, dadurch, daß sie absprechen, und bey ihrem Zweifel, beträfe er auch den wichtigsten Gegenstand, hartnäckig verharren. Doch was können modische Zweifler, faule Skeptiker für ein Gewicht haben? Wer durch sie zum Unglauben verführt wird, der gehört zu ihnen.

Daß die Menschheit auf Pfaden einherwandelt, die Kultur und Vervollkommung heißen, dieß muß allgemein angenommen und geglaubt werden, wenn es auch, wie so manches andere, nicht vollständig zu beweisen seyn sollte, weil der Gegenstand, den es betrifft, nur da zum Theil unter die empirischen, zum Theil aber unter die metaphysischen oder transscendenten gehört. Bey dieser nothwendigen und erweislichen Annahme der Perfectibilität unsers Geschlechts darf uns selbst ein zweytes Phänomen, das zum Glück regelmäßiger zu gewissen Zeiten in dem Horizonte der Menschheit eintritt, als die vier Jahrszeiten in unsere Climate, nicht irre

machen. „Das Phänomen, nach welchem jedes Jahrhundert, oder jedes Zeitalter sich schon für das beste, aufgeklärteste, vollendetste heimlich und öffentlich ausgibt, und damit zugleich auch seine Künste und Wissenschaften, seine Systeme der Philosophie und der Moral für die einzig wahren und einzig richtigen erklärt." So wähnt z. B. unser itziges Zeitalter das aufgeklärteste und vortrefflichste zu seyn, und sich ausschliessend in dem Besitz der höchsten Kultur, der vernünftigsten Religion und Moral, ja, selbst einer infallibeln Philosophie zu befinden.

Wenn man die Menschen seines Zeitalters oder Jahrhunderts umständlich beobachtet, wenn man ihre Aeußerungen und Urtheile, ihre Vergleichungen zwischen dem, was vormahls war, und zwischen dem, was itzt ist, beherzigt; so möchte man freylich auf die Gedanken gerathen, als ob die Welt und die Menschheit still zu stehen anfinge, als ob nunmehr alles erfüllt sey, und jenseits dieses Menschenalters alle Veränderung und Vervollkommung gänzlich ein Ende habe. Allein dieß sind Gebilde der Eigenliebe, der Eitelkeit, des Stolzes, des Vorurtheils, die zu keinen richtigen Schlüssen leiten können. Mag dieses Phänomen immer fortgehen, mag jedes Zeitalter der Mittelpunct alles Großen, Schönen und Vortrefflichen, das Muster für die Zukunft, kurz, das erste und letzte, dem vor ihm

und nach ihm nichts weiter gleicht, seyn wollen und seyn sollen; so wird es doch deßhalb nicht vollkommen, und jeder Denker weiß es besser. Ihn sichert die Kunde der Geschichte und der Welt vor diesem Wahnglauben des großen Haufens, und seine Betrachtung hierüber ist etwa folgende:

Hebe ich meine Augen auf, und überschaue die Jahrhunderte und Zeitalter, von welchen bald mehr, bald weniger zu unserm Wissen gekommen ist, so stoß' ich in jedem derselben auf das nämliche Phänomen, das mir meine Zeitgenossenschaft darbietet. Jedes der verlaufenen Säcula wollte immer das beste und vorzüglichste seyn, das sich bis zur Vollendung und grauen Reife hin gearbeitet hätte. Mich befremdet nun nicht der eitle Glaube meiner Zeitgenossen, da ich sehe, daß dieß eine allgemeine Gewohnheit, eine ewige Unart der Menschen in allen Jahrhunderten war, und die jedesmahlige Menschheit keiner andern Menschheit in der Vorwelt und Zukunft nachstehen wollte; gerade so, wie kein Individuum derselben irgend einem andern vor allen tausend Jahren, und nach allen tausend Jahren gern einen Vorzug einräumen möchte. Doch jedes Zeitalter wurde allemahl durch das folgende wider Wissen und Willen aus seinem Irrwahn gebracht. Jedes neue Jahrhundert ging weiter, so wie es selbst weiter in der

Zeit lag, als das vorhergehende, es kehrte sich nicht an die Formeln, worin jenes seine geträumte Vollendung einkleidete. In jedem Zeitalter wurde immer manches verbessert und vervollkommt, was im vorigen schon den Gipfel der Vollkommenheit, im Triumph über die Vor- und Nachzeit, erschwungen hatte; kurz, jedes Zeitalter wurde in diesem und jenem, oft auch in vielen Dingen, klüger und aufgeklärter. Eben so wird es auch unserm stolzen Zeitalter gehen. Es wird sich durch das folgende verbessern und berichtigen lassen müssen, es wird gegründeten Tadel und gerechte Vorwürfe von der Zukunft zu erwarten haben, es wird aller seiner superlativen Ausdrücke unbarmherzig beraubt werden, indem die Nachkommenschaft von uns und unsern Sachen, wovon wir so gern im Superlativ reden, kaum im Positivo sprechen dürfte, mit einem Wort, das kommende und die kommenden Jahrhunderte werden es dem achtzehnten Jahrhundert gerade so machen, wie es dieses dem vorigen und den vorigen gemacht hat. So wird z. B. mit unserer kritischen, infallibeln Philosophie eine auffallende Metamorphosis vorgehen. Das folgende Zeitalter wird über diese Philosophie noch mehr Tadel und Gespött ergeben lassen, als wir itzt über die ehemahligen scholastischen Phra-

senphilosophien und Grübeltheorien uns lustig machen. Es wird unsere kritische Philosophie nicht nur nicht kritisch und rein, sondern unkritisch und unrein finden, es wird sie wegwerfen, und eine bessere, brauchbarere und natürlichere sich erschaffen. Oder soll unsere Philosophie nicht so gut den Weg aller andern gehen, und zu ihren Vätern, zur Cartesianischen, Leibnitzischen, Aristotelischen und Platonischen gesammelt werden? Etwa deßwegen nicht, weil es die unserige ist, und weil wir besser sind, als andere? — So und nicht anders wird und muß die Nachwelt verfahren, wiefern sie weiter in der Zeit fortgerückt ist, wiefern sie das 19te oder 20ste, und nicht das 18te Jahrhundert heißt. Ich rede, was ich denke, und was ich muß; denn ich halte es mit der Wahrheit. Mich bringt nicht das Schicksal zum Haß und Widerwillen gegen mein Zeitalter, und um so weniger, weil ich weiß, daß das folgende und alle folgende Zeitalter es nicht viel anders, als das gegenwärtige, machen werden. Kaum wird das junge Säculum einiges verbessert und weiter gebracht haben; so wird es prächtiger, stärker und poetischer von seinen Anlagen und Schöpfungen sich ausdrükken, als das letzte, so wird es bald wähnen, alles gethan zu haben, so daß seinen Nachkömmlingen nichts übrig bleiben würde, als die Hände

in den Schoos zu legen. Auf diese Weise wird es sich ebenfalls der uralten Vergehungen der Eigenliebe, der Eitelkeit, des Vorurtheils schuldig machen, und das 20ste Jahrhundert wird diese Urtheile und Ideen des 19ten Säculums zu läutern, zu berichtigen, zu verändern bekommen. Dieß dauert so lange fort, bis die Menschen mehr Menschen werden, als sie es itzt sind, bis die Vernunft herrschender wird, bis mehr Grundsätze in allgemeinen Umlauf gesetzt, und mehr unumstößliche Resultate gesammelt sind, an welchen alles Volk so hängt, wie bisher an Sprüchwörtern und Fabeln!

Doch genug von diesem Phänomen, aus dem Gesichtspunct geschaut, fährt der vorurtheilslose Denker fort; ich betrachte es aus einem andern Gesichtspunct, und benutze es selbst zu meinem Vortheil, zur Bestätigung meines Rechtglaubens an die Perfectibilität der Menschheit. Aus der regelmäßigen Erscheinung dieses Phänomens erseh' ich ganz deutlich, daß im Innern der Menschen in allen Jahrhunderten ein mächtiger, unruhiger, unaustilgbarer Besserungs- und Fortbildungstrieb eingegraben liegen müsse, der von der menschlichen Natur gar nicht getrennt werden kann und darf. Denn allgemeine und regelmäßig eintretende Erscheinungen hängen auch von allgemeinen und regelmäßig wirkenden Ursachen ab, die sie herbey-

führen; widrigenfalls wäre jenes nicht, und dieses nicht, da eines das andere nothwendig voraussetzt. Die Menschen werden demnach von einem innern, stets regen Fortbildungstrieb, wie ich ihn gern nennen möchte, fortgetrieben, sie sind gleichsam genöthigt, immer Verbesserungen und Verfeinerungen mit allem zu wagen, was sie von der Vorwelt ererbt haben, und müssen alles besser zu machen suchen, eben weil sie dazu Beruf und Bestimmung in sich wahrnehmen. Dieser Erweiterungs- und Vervollkommnungstrieb hält dem Hinhang der Menschen nach Ruhe und Einförmigkeit, hält ihrer Trägheits- und Gewohnheitsneigung völlig das Uebergewicht. Durch diese beyderley einander entgegengesetzten Triebe wird das schönste Schauspiel auf diesem Planeten hervorgebracht. Da sieht man Geschöpfe, die auf der einen Seite äußerst schwer und langsam Veränderungen und Verbesserungen mit sich und mit allem, was von ihnen abhängt, vornehmen, und die gern in ihrer einmahl gewohnten Lage bleiben; die aber gleichwohl auf der andern Seite immer von innen heraus gedrängt werden, sich zu allerhand Abänderungen und Neuerungen zu entschließen, und so, wenn auch ganz allmählig und langsam, dem Bessern und Besten in allem zuzustreben. Welche Weisheit in der Anlage dieser beyden Triebe! Welche

Weisheit, diese zweyerley Grundtriebe, deren jeder für sich allein alle Schranken übersteigen würde, so durch einander zu mäßigen und zu zügeln! Welche Weisheit, durch diese bewundernswürdige Einrichtung die Menschen zur Erreichung des Schöpferplans, zur Annäherung an ihre ewige Bestimmung fähig und geschickt zu machen!

Da ich überdieß, schließt der gründliche Denker seine Betrachtung, sobald ich jenes Phänomen der Superlativsprache in allen Säculis schärfer untersuche, offenbar vermerke: „Daß jedes Zeitalter nicht sowohl in Beziehung auf die Nachwelt, als vielmehr mit Hinsicht auf die verstorbenen Jahrhunderte, seine Vollendungsformeln ausspricht, und sich und seine sämtlichen Besitzthümer in den eisernen Kreis des non plus ultra einschließen will; so ist diese, dem ersten Anblicke nach, meiner Lehre von der immer erhöhten Vervollkommung des Menschengeschlechs, etwas ungünstige Erscheinung, derselben im Gegentheil so sehr vortheilhaft und günstig, als man es anfänglich kaum erwarten sollte. Jedes letzte Zeitalter ist nämlich stolz und eingebildet auf sich und seine Kleinode, es fühlt den Vorzug lebhaft, auf diesem hohen Punct in der unendlichen Zeit zu stehen, und nicht auf einem der alten Vergangenheit, d. h. auf einem niedern, es will mit dem Letzten

auch das Vornehmste besitzen, es will über alle veralteten Jahrhunderte blendend hinweg glänzen, und sie mit seinen Strahlen der höchsten Aufklärung verschatten. Und wer kann und darf dieß schlechthin jedem letzten Menschenalter verdenken? Wer kann behaupten, daß es hierin so ganz Unrecht thut? Wer will ihm alle Vorzüge vor den alten Säculis absprechen? Das letzte Jahrhundert muß schlechterdings etwas besser und vollkommner seyn, als die vergangenen, sollte dieß auch kein sterbliches Auge zu erkennen vermögen, es muß mehr Menschheit und Vernunft kultivirt und gleichsam sich erstrebt haben, eben weil es das Letzte ist, und alles Vorausgegangene benutzen konnte. Oder macht ein Zeitalter nur dann Fortschritte, wenn es, wie das unserige, neue Ideen, Theorien und Systeme aufstellt, und nicht auch dann, wenn es mehr auf's Praktische sieht, und das vorgefundene Theoretische, so weit es möglich ist, anzuwenden sich bestrebt? In manchen Jahrhunderten gedeiht mehr das Theoretische, in andern mehr das Praktische; aber darum geht es in jenen, wie in diesen weiter zu den Endzwecken der Menschheit."

Der Fehler liegt blos im Folgenden: „Daß nämlich jedes zuletzt existirende Jahrhundert sein Etwas, sein Weniges, was es vor allen vorausliegenden eigen hat, viel zu hoch

anrechnet, viel zu übertrieben schätzt, und es durch die Vergrößerungsgläser der Eigenliebe und der Eitelkeit als das Beste und Vortrefflichste ansieht.“ Diese Unart und Selbsttäuschung wird sich aber nach und nach vermindern, wenn die Menschheit erst zur Kenntniß und zum Besitz einer ächten kritischen Geschichte von zehn und mehrern tausend Jahren gelangt ist. — Auch dieses gibt große Veranlassung zu besagtem Fehler: „Daß die Menschen sich viel zu wenig in Beziehung auf die Zukunft und ihre Bewohner zu denken gewohnt sind; oder daß sie zu einseitig und zu unvollständig reflektiren, und ihr einziges Augenmerk auf die Dinge und die Menschen der Vorwelt hinrichten, statt daß sie sich überall bey der Gegenwart und Vergangenheit erinnern sollten: „es kommt eine noch bessere und aufgeklärtere Welt, die uns und unsere Welt mehr übertrifft, als wir unsere Vorfahren und ihre Welt übertreffen.“ — Kein Jahrhundert schließt je der Jahrhunderte Zahl, jedes liegt in der Mitte von Säculis, vor jedem und nach jedem sind Jahrhunderte. Die Menschen dürfen sich daher nicht blos, nicht immer mit ihren todten Nachbarn zur Linken, sondern sie müssen sich auch oft mit ihren neuen Nachbarn zur Rechten vergleichen, um so bey der Bestimmung ihres Werths und der Würdigung ihrer Dinge Ziel

und Maas halten zu lernen. Was geschehen ist, ist wenig, was itzt in der Menschheitsregion geschieht, ist auch wenig; was aber geschehen wird, das wird alles Geschehene verdunkeln.

Warum sind also wir, wir im 18ten Jahrhundert, so stolz? Warum prahlen wir so sehr mit unsern Vorzügen, mit unserer Kultur und Verfeinerung, mit unsern Künsten, Wissenschaften und Erfindungen, mit unserer infallibeln Formalphilosophie? Schweig, eiteles achtzehntes Säculum, und laß einst das 18000ste Säculum reden! Es wird dich mit allem anders würdigen, als du dich itzt selbst würdigest! Schweigt ihr Idealisten von euerm transscendenten Transscendentalismus, der nichts mehr zu bedeuten hat, als einer der vorigen unzähligen Versuche der Vorwelt, die wahre Philosophie aufzufinden! Die Folgewelt wird ganz andere Versuche zur Aufstellung und Realisirung einer guten, brauchbaren und einflußreichen Philosophie machen, sie wird noch tausendmahl und wieder tausendmahl es unternehmen, die wahre Philosophie, die wahre Weisheit dem unsichtbaren Tempel der Ewigkeit, wie einst Prometheus das Feuer dem Himmel, zu entwinden, und sie in diese Welt einzuführen. Itzt ist noch nicht die wahre und einzig mögliche Philosophie vorhanden; denn in Denkkünsteleyen und phantastischen Theorien besteht so wenig die Philoso-

phie, als in Gebetsformeln und Ceremonien die Religion. Laßt uns also aufhören, dem Tadel der Nachwelt uns Preis zu geben! Oder gilt uns unsers Säculums Würde in den Augen der Nachwelt für nichts? Können wir gleichgültig seyn, wenn wir von einer aufgeklärtern Nachkommenschaft verurtheilt werden? So wenig ein guter Mensch gegen seinen Nachruhm gleichgültig seyn darf, eben so wenig sollte ein Zeitalter es für gering achten, ob es gut oder schlimm in dem Urtheil derer, die noch kommen, angeschrieben steht. Doch ihr Forscher und Geschichtschreiber unsers Zeitalters! seyd tolerant und billig, wenn ihr die Sekte schildert, die zu Ende des achtzehnten Säculums sich einbildete, in den Besitz der einzigen, der ersten und letzten, der reinen Philosophie, die höher, als alle Erfahrung, ist, gekommen zu seyn! „Seyd billig und tolerant, ihr Geschichtschreiber! damit unser Jahrhundert von der fortgeschrittenen Nachwelt nicht zu dem dunkeln scholastischen Mittelalter geschlagen, und unsere Philosophie nicht als Wörter und Formelkram dargestellt wird! Wer wischt das Brandmahl von jenem unglücklichen Zeitalter der Möncherey wieder weg? Wer läßt ihm und den Millionen von Unschuldigen, die darin wohnten, Recht und Gerechtigkeit wiederfahren? — Doch, du Gott der Zeit und der Ewigkeit! mach es, wie es

dir gefällt, und leite ferner die Erscheinungen unserer Welt nach deinem unerforschlichen Willen! Und wenn unser Jahrhundert von dem folgenden eben so getadelt und verurtheilt wird, wie das vorige von dem unserigen; so laß die Fehler und Vorurtheile des 18ten Jahrhunderts dem 19ten und 20sten eben so zum Heil gereichen, wie die Fehler und Vorurtheile des 17ten Jahrhunderts dem 18ten zum Heil gereichten! — Möchten wir nur endlich aufhören, wie Kinder, die Namen für die Sachen, den Anfang für das Ende, den Versuch für das Gesuchte, den Schatten für das Wesen, das Aeußere für das Innere, die Form für die Materie, das Mittel für den Zweck, die Einbildung für die Wirklichkeit, das Spinnen der Phantasie für das Werk der Vernunft, die Exerzizien des verkünstelten Verstandes für Weltweisheit zu halten! Möchten wir weiser werden, und uns der Vorwelt und des Schicksals aller Dinge erinnern, damit unsern Enkeln die Fortschritte auf der Bahn der Vollkommenheit, durch unsere Schuld, nicht zu sehr erschwert würden!"

Bey der bisher eingeleiteten Untersuchung über die Perfectibilität der Menschheit ist es nicht länger zu vermeiden, auf eines der merkwürdigsten und bedeutendsten Probleme zu stoßen, das längst schon verdient hätte, mehr als manches andere, von einer gelehrten Akademie als

Preisfrage aufgeworfen zu werden, nämlich auf das Problem:

Woher es kommt, daß wir bis diesen Augenblick die Griechen, die schon vor zweytausend Jahren blühten, für aufgeklärter, gebildeter, vollkommener, vollendeter halten, als seitdem eine andere Nazion es gewesen ist, oder es gewesen seyn soll, und als wir es selbst in jenem Grad sind, oder es seyn sollen? Oder, warum alle gebildete Nazionen Europens die alten Griechen noch immer als ihre Meister, Führer und Lehrer betrachten, da sie doch ein paar Jahrtausende später, als sie, existirten?

Der allgemeine Glaube an die höhere Kultur der Griechen, das ungemessene Vertrauen auf ihre Entscheidungen und Urtheile, das unbedingte und unbeschränkte Nachahmen derselben in allen Stücken, und zwar von einer ganzen, von ihrer Zeit schon weit abgelegenen Nachwelt, dieß gehört zu den seltensten Erscheinungen und Ereignissen in der Menschheit. Doch da alles hinreichende Gründe hat, so muß es auch hier so seyn; nur müssen die rechten Gesichtspuncte getroffen werden, aus denen dieses große Phä-

nomen zu betrachten ist. — Daß viele Vorurtheile, viele übertriebene und poetische Vorstellungen, ja, selbst viele Unrichtigkeiten in Absicht auf die Geschichte sich hier eingemischt haben, und daß dieß von einem Jahrhundert zum andern, von einem Volke zum andern fortgepflanzt worden ist, leidet gar keinen Zweifel, und daraus läßt sich auch schon vieles erklären. In dieser Abhandlung, welche der Widerlegung gewisser Vorurtheile unserer Tage gewidmet ist, kann überhaupt diese auffallende Erscheinung von der ewigen Anbetherey der alten Griechen nur kurz berührt werden. Zu einer andern Zeit aber verspricht der Verfasser, wenn ihn nicht alles daran hindert, das obige Problem befriedigender zu lösen. Sollte sich Jemand eher daran wagen, so mag er folgendes beherzigen: „Daß es nämlich nur ein scharfsinniger Philosoph und Psycholog sey, der zugleich ein hellsehender, gründlicher Geschichtsschreiber ist; so daß er nicht nur eine richtige Kenntniß des Griechischen Zeitalters, sondern auch eine völlige Einsicht in die Beziehungen und Verhältnisse, worin Griechen zu andern kultivirten Völkern Anfangs und in der Folge standen, und sich selbst stellten, besitzt. Denn das meiste Wesen, das man von den Griechen und ihrer fast überirdischen Vollkommenheit gewöhnlich zu machen pflegt, haben sie selbst durch ihre Eitelkeit, durch

ihr partheyisches Herabsetzen alles Nichtgriechischen und Fremden, durch ihre Selbst- und Anmaßungssucht, durch ihre polierte Schöngeisterey u. dergl. veranlaßt, indem sie sich über ihre nachbarliche Welt weit hinwegsetzten, verächtlich und blos auf gräcisirte Weise von allem urtheilten, und sich und das Ihrige dagegen in schön geschriebenen, zierlichen Büchern, woran ihre glückliche, reichee, geschmeidige Sprache großen Antheil hatte, desto mehr erhoben. Da man nun das ganze Alterthum meist nach und aus diesen Griechischen Schriften erkennen und beurtheilen konnte; so sieht man bald ein, mit welchen Augen man die Griechen anschauen mußte, zumahl da es immer an ächter, kritischer Geschichtskunde, an freyem, unbenebeltem Ueberblick der Vorwelt, an richtigen Begriffen von historischer Glaubwürdigkeit, an der so nothwendlgen Unterscheidung des Aeußerlichen vom Innerlichen, des Anscheinenden vom Reellen, des Gemahlten von der nackten Sache, des Geschriebenen von dem Beschriebenen — fehlte, und zum Theil noch fehlt. — Die Franzosen geben in diesem Stück ein neueres Beyspiel. Bey allem Mangel an ächter wahrer Kultur und Aufklärung, bey aller Seichtigkeit in der eigentlichen gründlichen Gelehrsamkeit und Wissenschaft, bey aller Oberflächlichkeit in der höhern Philosophie und Psychologie, und zum

Theil auch in der kritischen Geschichtskunde, haben sie doch die Gegenstände des Geschmacks, und alles, was zum Fach der schönen Wissenschaften gehört, meisterhaft behandelt. Durch Freyheit, Anmuth und Leichtigkeit erreichten sie, was die Zeit uns als das Beste von den Schriften des Alterthums erhaltrn hat; und wenn wir unpartheyisch seyn wollen, müssen wir gestehen, daß in Absicht der Methode die Franzosen über die Griechen und die Römer den Vorzug haben. Wem dieß auffällt, den verweise ich auf die Schriften von Voltäre, Rousseau, Montesquieu, Mably, Mirabeau, Necker, Fenelon, de Thou, Bossuet, Vertot, Flechier, Charron, Chaulieu, Brideau, Racine u. a. m.

Ferner, muß der, welcher jenes Problem zu erklären versucht, eine vorurtheilsfreye Kunde von der Geschichte des gesamten nachgriechischen Zeitalters bis auf unsere Zeiten in seiner Gewalt haben, weil dieses von den Griechen und vom Griechenthum das meiste erzählte und wußte, gerade deßwegen, weil schon so sehr viel davon geredet und geschrieben worden war. Mit einem Wort, die Nachwelt setzte verschwenderisch die andere Hälfte zum Griechischen Nimbus hinzu, weil sie schon eine schöne Vorzeichnung davon vorfand, die wohl das weitere Ausmahlen verdiente!

Zuletzt muß der Forscher in Griechenlands Alterthum auf die neuen, oder veränderten Begriffe und mystisch-idealischen Vorstellungen Rücksicht nehmen, welche die christliche Religion nach ihrer Verbreitung überall gäng und gäbe machte. Die neue Richtung, die verdrehte Stimmung, die metaphysische Anstrebung der Menschheit seit dieser Religion, die sich als die göttlichste und heiligste Offenbarung mit hieroglyphischer Sprache ankündigte, muß gehörig erwogen werden, wenn anders jenes Problem einer befriedigenden Auflösung fähig seyn soll. Jene Periode der Griechen, wo alles bey ihnen in schönster Blüthe gestanden haben soll, war ein Zeitalter der Natur und der Naturveredlung, es war gleichsam eine Triumphsperiode der gebildeten und erhöhten Natur über alle unnatürliche, kleinlichte, entstellende Verkünstelung, es war eine Zeit erhabener Simplicität, verschönerter Einfachheit, so wie sie seitdem in dem Grade aus vielerley Ursachen und ungünstigen Umständen nicht wieder realisirt wurde und realisirt werden konnte. Alle folgende Jahrhunderte verkünstelten und verunnatürlichten sich immer mehr, und hielten Afterkunst für wahre Kunst, groteske Auszierung aller Dinge für edle Natur, verworrene Abschattung und vielfache Verbrämung für Einfachheit, Dogmatik für Wissenschaft und Gelehrsamkeit, Mystik für Moral u. s. f.

Das alles mußte zu jener unerhörten Apotheose der Griechen und ihres Zeitalters sehr viel beytragen, zumahl wenn man weiß, daß die Menschen, selbst bey der größten Verkünstelung, nach einem innern, geheimen Trieb immer von der Natur, und ihrer Einfachheit und Schönheit gerührt und angezogen werden.

Diese merkwürdige Erscheinung in unserer Kulturgeschichte ist übeigens der Behauptung von der Perfectibilität des Menschengeschlechts mehr günstig, als man, dem ersten Anscheine zufolge denken sollte. Daß wir itzt in sehr vielen Dingen weiter sind, als die Griechen, selbst zur Zeit ihrer größten Blüthe, dieß bedarf kaum eines umständlichen Beweises; denn die Geschichte sagt es deutlich, und jeder Tag unserer Zeit kündigt es laut an. In manchen Stücken hingegen möchten wir wohl noch hinter den Griechen stehen, woran aber, man kann sagen, ein höheres Schicksal Schuld ist, da unsere bisherigen äußern Umstände, unsere ganze Lage, unsere politische Verfassung von dem Griechischen in diesen und andern Puncten zu sehr abweicht. Begünstigen uns und unsere Nachkömmlinge diese Dinge, harmonirt das Aeußere mehr mit unserm innern Streben, liegen unserm höhern Aufschwung keine Felsen mehr im Wege, so wird bald in aller Hinsicht es einleuchten, daß die Griechen schon vor einigen Jahrtausenden

existirten, und merklich den neuesten kultivirten Völkern nachstehen.

Einige Betrachtungen über die Bildung und den Gang der Menschheit überhaupt können das Vorige noch mehr erläutern, und vielleicht auch gewisse historische Vorurtheile zerstöhren.

Wenn es scheint, als hätten manche Länder und Völker des grauen Alterthums gar nichts gethan, gar keinen Beytrag zur Vermehrung der Kultur, und zur Vervollkommung des Menschenthums geliefert, so beruht dieß auf unrichtiger Geschichtskunde. Alle Völker in ordentlichen Staaten haben die Menschheit und die Vernunft mehr oder weniger in diesen oder in jenen Stücken, langsamer oder schneller, auffallender oder heimlicher bearbeitet, nur daß wir leider! in ihrer Sphäre nicht so bekannt sind, als in der Zone der Griechen und der Römer. Daraus aber, daß in unsern Historien und Geographien wenig oder nichts von vielen Ländern und Völkern anzutreffen ist, folgt noch lange nicht, daß diese Völker und Länder wenig oder nichts zu bedeuten hatten, wenig oder nichts der Menschheit Heilsames und Forthelfendes vollbrachten. Unsere mangelhafte Kenntniß in Ansehung der Geschichte und Geographie der alten Welt darf uns zu keinen falschen, verächtlichen und ungegründeten Urtheilen verleiten.

Die Römer und die Griechen waren nicht die einzigen kultivirten Völker des Alterthums, und waren nicht deßhalb besser und vorzüglicher, weil wir mehrere und bessere Nachrichten von ihnen, als von andern Nazionen, überkommen haben.— Alle Völker waren Völker, und hatten, als solche, Kultur, Religion, Moral, Kunst, Wissenschaft, Patriotismus, Bürgerwesen; ja, es springt jedem Kenner des Alterthums in die Augen, daß die Griechen und die Römer nicht Griechen und Römer waren, wiefern es weiter keine kultivirte Völker vor und neben ihnen gab, sondern einzig und allein darum, weil es schon gebildete und humanisirte Nazionen vor ihren Zeiten gegeben hatte. Die Römer und die Griechen waren keine Aborigines und Autodidakti, oder sie wurden nicht von sich selbst und aus sich selbst, was sie waren. Zeit, Welt, Menschheit, Vernunft, Wissenschaft, Kultur gab es schon vor den Griechen, und schloß sich an sie so an, daß es Griechische und Römische Erzeugnisse emportrieb. Hier steckt aber eine Menge von Irrthümern und Vorurtheilen im menschlichen Denkkreis, zu deren Zerstöhrung man ganze Folianten schreiben könnte.

Wenn vor den Griechen keine Aegyptier, Phönizier, Lydier, Trojaner und andere kultivirte Völker dagewesen wären, deren Ideen

und Künste auf mancherley Weise in die Griechische Welt eindrangen, so konnte es eben deßwegen auch keine Griechen, wenigstens die Griechen nicht geben, die mit der Zeit in dem von ihnen genannten Ländern sich erhoben. Und wenn es keine Griechen, Hetrusker, Sabiner und Carthager vor den Römern gegeben hätte, so konnten die Römer keine Römer, wenigstens keine solchen werden, als sie wurden. Dieß ist so einleuchtend als natürlich. — Nirgends ist die Menschheit abgerissen, nirgends hat sie und ihr Gang Lücken und Zwischenräume, alles hängt in der Welt in sich und außer sich genau zusammen, überall sind die Gesetze der Stetigkeit, der Mannichfaltigkeit, des Fortschreitens vom Kleinsten bis zum Größten sichtbar und herrschend. So wie ein schöner Baum voll Früchte nicht sogleich werden kann, sondern nur allmählich; eben so ist dieß auch in der höhern Sphäre des Geistes und der Kultur.

Man muß einen gewissen Punct annehmen, von welchem die Menschen bey Eröffnung ihrer Laufbahn zur Kultur ausgegangen sind, nachdem vielleicht vor dieser Begebenheit ein veredeltes, ein für diesen Planeten und für diese irdische Bestimmung hinlänglich gebildetes Menschengeschlecht in eine höhere und bessere Region des unendlichen Alls versetzt worden war, ehe die gegenwärtige Menschheit auf dieser

Erde begann, und den Weg zur Vervollkommung betrat. Auch das gegenwärtige Menschensystem, das schon seit vielen tausend Jahren besteht, muß wieder in höhere und vollkommnere Sphären emporsteigen, wenn es alles geworden ist, was es in dieser Region des Universums werden kann, wenn es bey dem Grade der Kultur angelangt ist, welcher auf diesem — und für diesen Planeten vom Wesen der Allmacht als der letzte gezeichnet worden ist. Dann wird die Erde wieder wüste und menschenleer, dann schafft Jehova andere Menschen mit unendlichen Anlagen, und richtet die Erde auf's neue für sie und ihre Bedürfnisse zu; dann gibt es ein neues Paradies, wo der Schöpfer die erhabene Bestimmung seinen jungen Vernunftwesen anweißt, und wo sie den ersten Stoß erhalten, um ihrem großen und fernen Ziel ganz langsam sich zuzubewegen. Dann erzieht sich der Vater alles Geschaffenen ein neues Geschlecht, womit er zur Zeit der Reife höhere Gegenden in dem grenzenlosen All besetzt. — Geschöpfe, die viel werden sollen, müssen niedrig, oder ganz von unten anfangen, aber doch so, daß Anfangs nicht zu große Kraftanstrengung und Mühe erfordert wird, um in einen guten Zustand zu gerathen. Doch muß jeder Grad der Kultur und des Wohls neue Mühe und Unruhe kosten, damit kein Mechanismus entsteht, und immer mit neuem Reitz

dem Leben, der Welt und dem Himmel gehuldigt wird. Der geübteste und kultivirteste Erdenbürger wird auch ein guter Himmelsbürger seyn, obgleich auch in diesem Puncte, wie überall, große Mannichfaltigkeit und Gradabstufung Statt findet.

Gerade in den Gegenden der Erde, die wahrscheinlicher Weise Moses mit dem allgemeinen Namen Eden oder Paradies bezeichnet, sproßte die erste Menschheit mit der höhern Kultur. Eden bedeutet das schönste Land der Welt, und dieß ist kein anderes, als Indien, oder Hindostan. Dieses Paradiesland schickte sich auch am besten zu einem Schöpfungsplatze, zur Wiege der Menschen, und konnte wohl ein unwissendes, instinktvolles, herumirrendes, mit einem Worte, ein frisch gepflanztes Geschlecht erhalten, und zu immer mehrern und bestimmtern Operazionen des Lebens und der Kraft reitzen; es vermochte den Geist in die ersten Bewegungen zu bringen, die Vernunft aus der üppigen Körpervegetazion hervorzulocken, den Funken des Genies und des freyen Selbstbewußtseyns zu erregen, und so die Menschen in den Gang zum Ziel zu setzen. — Dieß erste Licht der menschlichen Kultur drängte seine Strahlen nach allen Weltgegenden hin, und dämmerte im schwachen Schein unter den Kindern der Menschheit herum. Gingen diese Strahlen durch heitern

Himmel, und vereinigten sich hier und da aufsprühende Vernunftfunken mit ihnen, so mußte natürlich eine schnellere und stärkere Wirkung erfolgen, und mehr Licht in die Sphäre eines Volks hineinkommen. Bald kamen mehrere Nazionen in Bewegung und Schwung, und verfeinerten die Sinnlichkeit, dadurch, daß sich mehr Verstand und Vernunft davon ausschied, und eine Aussicht in die Zukunft, wie eine Erinnerung an die Vergangenheit sich bildete. Dieß erweiterte die Angelegenheiten der Völker, eine gewisse Zweckthätigkeit trat nach und nach an das träge und sorgenlose Herumtraben der Menschen, und neue und immer wichtiger gemachte Verhältnisse fingen an sie zu umschlingen; die Wechselwirkung zwischen Menschen und Menschen, zwischen Völkern und Völkern vervielfältigte sich, woraus noch engere und schließendere Verbindungen unter den ersten Freybewohnern dieses Planeten entstanden. Nun winkten Pflichten, nun redeten Rechte und Gesetze, und die Menschen mußten der Vernunft immer mehr Antheil an allem einräumen. — Der Himmel, dieses schöne Gewölbe, diese geheimnißvolle Erscheinung über der Erde, der funkelnde Aether mit Licht und Feuer, mit glänzenden Körpern, die sich, wie Dinge der Erde, fortbewegen, die Sonne, dieses erquickende Feuer der Tage, der Mond, dieser herrliche Glanz der Nächte, der,

wie Gott, langsam majestätisch über den Himmel wegwandelt, kurz, der hieroglyphische Himmel mußte gar bald auf die neugierigen und beobachtenden Menschen stärkere Wirkungen machen, und allerhand seltsame Ideen hervorbringen. Diese Ideen, die von der Furcht und der Freude abhingen, welche die Menschen bey den angenehmen und den schrecklichen Erscheinungen in der Atmosphäre wechselsweise empfanden, erhielten schnell ein Uebergewicht über andere Ideen, und zeigten sich vornehmlich wohlthätig in der Kultivirung der Menschen und der Völker. Denn es entstanden Männer, welche der Wißbegierde die ersten Auslegungen von den Erscheinungen des Himmels ertheilten, und gewisse Vorstellungen von Sonne, Mond und Sternen, so wie von ihren Bewegungen und ihren Einflüssen auf die Erde verbreiteten. Dieß waren Weise oder Priester, die ihr immer steigendes Ansehen dazu benutzten, um eine gewisse Ordnung in die menschlichen Gesellschaften zu bringen, und der Dankbarkeit der Menschen gegen die obern Kräfte und Wesen Opferplätze und Tempel eröffneten. Diese gemeinschaftlichen Himmelsdienste oder Götterkultur, diese Anfänge der Religion und der Religiosität, diese wohlthätigen Einrichtungen der ersten Weltweisheit waren nicht nur am meisten Ursache, daß sich die Priester als eine besondere und als die

erste Kaste im Volke erhoben, sondern daß auch aus unsteten Nomaden und Jägerhorden Land- und Ackerbauer wurden, und ihre beweglichen Zelte in fest stehende Hütten und Plätze verwandelten. Damit waren nun auch die Gründe zur bürgerlichen Kultur gelegt, wie durch die Altäre und die gemeinschaftlichen Götterkulten die Gründe zur höhern religiösen und moralischen Kultur gelegt wurden. Aber gewiß bewirkten dieß nicht zuerst, wie man oft ließt, Landanbau, äußerer Zwang, Nimrodischer Despotismus, gebiethende Gesetze vor gesetzmäßigen Staaten, bürgerliche Einrichtungen vor bürgerlichen Völkern, nicht einerley Sprache und Gesitte, sondern das alles entstand erst nach und nach, und wurde, man kann sagen, vom Himmel herunter gewirkt. Von oben her kamen die Ideen und Keime zur Kultur des Menschengeschlechts, nicht von der Erde her, oder von dem physischen Anbau der Länder. Der Himmel hängt nicht von der Erde ab, sondern die Erde vom Himmel! — Itzt, als es besondere Völker und Staaten gab, und Priester, welche dieselben immer mehr bildeten, dadurch, daß sie als Repräsentanten der Nazionalgötter befohlen und verbothen, itzt ging es leichter und schneller mit der Menschheit, und vieles, was uns sehr schwer zu seyn scheint, mahlte sich in dem einmahl eingeleiteten Gang der Dinge, wie von

selbst. — Von Indien her, vom Osten der Erde verbreitete sich also die erste Kultur nach allen vier Weltgegenden hin, ob sie gleich da schneller, dort langsamer, hier allgemeiner, dort beschränkter und schwächer anfiel und fortwirkte, und so vielerley Gestalten und Modificazionen erhielt, als vielerley und mancherley die Länder und Völker der Erde erscheinen.

Schneller noch ging es mit der Civilisirung und Kultivirung der Völker, als im Orient ungeheuere Universalstaaten entstanden. Dieß brachte die unzusammenhängenden Völkerschaften näher und fester an einander, und beförderte den Verkehr und Handel ganzer Erdtheile. Die vielen Völker, die zu einem Universalstaate gehörten, mußten sich, indem sie sich wechselseitig kennen lernten, mehr an einander gewöhnen, und sich gemeinschaftliche Gesetze und Einrichtungen gefallen lassen. Mußte dieß nicht die noch rauhen Sitten der Völker mildern, ihre scharfen Seiten abschleifen, und mehr Allgemeines und Weltbürgerliches in ihren Charakter bringen? Mußte dieß nicht der Kultur und der Kunst den größten Vorschub thun? Mußte dieß nicht den Gang der Dinge, den Gang der Menschheit beschleunigen, und die Kräfte der Völker in Schwung setzen? Nothwendig, und um so mehr, da eine Revoluzion in der Völkerwelt der andern folgte, und ein Universalstaat

den andern zertrümmerte. Nomadenhorden stürzten in die Reiche der Bürger, und überschwemmten alles, worauf sie entweder in den eroberten Ländern sitzen blieben, oder in ihre Steppen, wiewohl nicht ohne vielfachen Gewinn zurückkehrten, bis der Genius der Erde sie von neuem zur Anstiftung großer Begebenheiten daraus wegrufte. Eben so fiel ein großes Reich nach dem andern durch schreckliche Kriege und Eroberungen. Die Babylonier siegten über die Assyrer, die Perser über die Meder und Babylonier, die Macedonier über die Perser, die Parther und Römer über die Macedonier und Griechen. Anders konnte es ohne Zweifel in der Welt nicht gehen, wenn die Menschheit nach und nach in einen gewissen gemeinschaftlichen Fortgang, in ein allgemeines Hinstreben zu einerley großen Zwecken gebracht werden sollte. — In großen Handelsstaaten, wo zugleich mit dem Austausch der Waaren und der mancherley Produkte aus allen Weltgegenden die Auswechselung der Ideen, Begriffe, Kenntnisse, Erfahrungen und Erfindungen verknüpft war, da konnte es anders gehen, da konnte die Kultur durch Handel und Verkehr eben so schnell gedeihen, als in andern Staaten durch Kriege und Revoluzionen. Indien, Babylonien, Phönizien, Arabien und Aethiopien hoben sich daher mehr durch Handel; Persien,

Lydien, Aegypten, Macedonien und Italien hingegen mehr durch Kriege und Revoluzionen. Doch erreichten die Handelsvölker mit ihren Schiffen und abgehenden Kolonien oft Länder und Gegenden, wohin keine Revoluzionen dringen konnten, sie verknüpften Nazionen mit Nazionen, Inseln mit Inseln, Meere mit Meeren, Erdtheile mit Erdtheilen, und streuten die Körner der Kultur vom Osten zum Westen, und vom Süden bis gen Norden herum. Dieser edle Kultursaame ging fast überall auf, und trug eher oder später bleibende Früchte, nur in jedem Lande andere.

Jedes Volk, es mag aus Nomaden, oder Jägern, oder Ackerbauern zusammen gesetzt seyn, besteht aus Menschen, die Vernunft besitzen, d. h. die alle höhere Anlagen, Kräfte, Triebe und Fähigkeiten haben, welche vom Himmel herab unserm Geschlecht mitgetheilt worden sind. Wirkt ein anderes Volk auf ein anderes, so wirkt es menschlich, so kommt Vernunft zur Vernunft, und Menschheit zur Menschheit. Befindet sich nun ein Volk in einer günstigen Lage, lebt es z. B. unter einem heitern, sanften und fruchtbaren Himmelsstrich, so kann und wird freylich der Saame fremder Vernunft hundertfältige Früchte tragen; zumal wenn es von diesem andern Volke schon ziemlich bearbeitete und geläuterte Kenntnisse und Erfahrungen über-

kommt, die sich dann ohne große Anstrengung erweitern und vervollkommnern lassen. Eben deßhalb hob sich Griechenland so leicht und so hoch empor; eben deßhalb blühten die Künste und die Wissenschaften in Italien so stark und allgemein, wie es seitdem nie der Fall gewesen ist, und auch in nördlichen Gegenden nicht seyn konnte. Denn wenn einem von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Land und Volk, und vielleicht noch rohe, ungebildete, niedere Kenntnisse von andern Völkern zu Theil werden, so sieht man hier die natürlichen Hindernisse, warum manche Völker nicht weit von der Stelle kommen, und sich immer um ihre kleine Erfahrungs- und Wissenssphäre mit wenigen Abänderungen herumdrehen. — Auf das Physische des Landes, das ein Volk besitzt, kommt freylich sehr viel an, so viel, daß z. B. im Norden von Europa das nie zu Stand kommen kann, was im Süden dieses Welttheils ist, besonders was im Alterthum da war. Aber eben so viel kommt bey ganzen Völkern, wie bey einzelnen Menschen, darauf an, welche Lehrer, welche Wegweiser sie gehabt haben. Gute Völkerältern bilden gute Nazionen, und geben ihrem Streben eine zweckmäßige Richtung, indem sie ihnen am Großen, Schönen, Erhabenen und Weltbürgerlichen Geschmack einflößen; so wie gute Väter und Mütter ihren Kindern zu allem

Guten und Anständigen eine frühe und wirksame Unterweisung ertheilen, um sie der Welt bald zu braven und glücklichen Menschen, die sich möglichst auszeichnen, darzubieten. — Von jeher haben die Völker der Erde ihre Kultur einander zugereicht, und das eine Volk hat von einem andern gelernt; der Osten klärte den Süden auf, und beyde den Westen und Norden. Die Kultur Indiens ging nach Oberasien, Kleinasien und Aegypten, und von da nach Europa, insonderheit nach Griechenland und Italien, von welchen beyden Ländern in der Folge der ganze Westen und Norden unsers Erdtheils aufgeklärt worden ist.

Dieß große Werk der wechselseitigen Kultivirung geht, wie der Gang des Weltlaufs, immer still und unsichtbar vor sich, und ein Volk erscheint nach dem andern als kultivirt, ohne daß man recht weiß, wie es damit zugegangen ist. Kein Volk weiß, sieht und hört es deutlich, daß es einem andern zur Kultur verhilft, ja, es will und mag dieß nicht einmahl thun, und doch thut's, und doch muß es thun. Kein Volk kann andere Völker entbehren, und sich von ihnen immer abgesondert halten, zumahl wenn es schon einige Kultur besitzt; jedes Volk muß immer mit mehrern andern in allerhand Verhältnisse treten, und bald dieses bald jenes mit ihnen verhandeln. Aber eben dadurch

fließt seine Kultur gleichsam auf andere über, da bey diesem Verkehr seine Einsichten, Sitten, Künste und Wissenschaften zu Tage kommen, und wechselseitig beobachtet werden. — So lernen Völker von Völkern, so vertheilt sich die Kultur unter die Nazionen, so weht der Geist der Menschheit von einem Lande in's andere, so verpflanzen sich Erfahrungen, Kenntnisse, Erfindungen, Ideen, Systeme und Moden in alle Welttheile, bis zuletzt die Menschheit, wie Anfangs, ein einziges Corps vorstellt.

III.

Muhammed.

Die Muhammedanische Religion, von der wenige, die sonst von vielen Dingen wissen, gehörig unterrichtet sind, hat in mehrern Hinsichten Aehnlichkeit mit dem Judenthum. Muhammeds Religion ist einfach, natürlich, geheimnißleer, wunderarm, zusammenhängend und bündig in ihren Lehren und Verheißungen, wenn sie in ihrer ursprünglichen Einfachheit und ohne alle Menschenzusätze genommen wird. In ihrem theoretischen und praktischen Theil stellt die Muhammedanische Religion ein so schönes und passendes Religionssystem auf, als je von großen Propheten und Gesetzgebern zur bessern Leitung und Beherrschung der Nazionen aufgefunden worden ist: Sie bleibt sich durch und durch gleich, und ist nirgends dunkel, vieldeutig, mystisch, sondern bestimmt, deutlich und klar. Nur wenig läßt sie glauben, dringt aber desto mehr und stärker auf ein gutes, menschliches und billiges Verhalten. Sie predigt Duld-

samkeit, und läßt andern Völkern und Menschen, die sich nicht zu ihr bekennen, mehr übrig, als ewige Verdammniß im Höllenzustande. Sie ist ganz für die Morgenländer berechnet, und ihrer Natur angemessen. Sie hat wenige, aber zweckmäßige und heilsame Ceremonien und Nebenverordnungen; mit einem Worte, sie ist eine sehr gute Staatsreligion, und übertrifft bey weitem die Religionssysteme der alten Griechen und Römer, selbst den Magismus der alten und mittlern Perser. Daher ist sie im ganzen Orient so weit verbreitet und herrschend; daher hat sie sich unter den Völkern von Asien und Afrika so festgewurzelt; daher hat sie sich schon über tausend Jahre in der Welt erhalten, und sie wird sich noch länger erhalten, und noch mehr verbreiten, bis in Asien und Afrika alles ihren Lehren und Ceremonien huldigt; oder bis eine bessere Religion kommt, die noch geschickter, als die Muhammedanische, wäre, solche weitläuftige Staaten und Monarchien, als die Orientalischen sind, zusammen zu halten.

Was den Stifter der Muhammedanischen Religion betrifft, so gab er, nach Art aller Religionsstifter vor, seine Lehren im Himmel selbst erhalten zu haben, und benutzte, wie Moses, das Ansehen eines göttlichen Propheten zur Begründung einer neuen und bessern Ordnung der Dinge unter den Arabern. Ein erhabener Him-

melsgott wollte er nicht seyn, auch sich und seine Religionsverkündigung in kein mystisches Dunkeln verhüllen: „Muhammed ist nicht mehr, als ein Apostel, sagt er selbst zu seinen Arabern, die andern Apostel vor ihm sind bereits gestorben. Wenn er demnach sterben oder umkommen sollte, wollt ihr deßwegen auf euern Fersen zurückkehren, und meine Religion im Stich lassen? Wer wieder rückwärts kehrt, der schadet dadurch Gott gar nicht; denn Gott wird gewiß die belohnen, die dankbar sind." Dieß äußerte Muhammed bey einer sehr wichtigen Veranlassung, als er bey einem sehr heftigen Gefecht, das er seinen Gegnern lieferte, so in's Gedränge kam, daß ausgesprengt wurde, er wäre in der Schlacht geblieben, was auch seine Anhänger glaubten, die deßwegen das Schlachtfeld verließen, und sich auf die Flucht warfen. Wenn Muhammed nichts desto weniger einige Ansprüche für seine Person machte, so bezogen sie sich blos auf's gegenwärtige Leben, und nie ließ er sich verlauten, daß er göttlichen Wesens wäre. Daher legte er sich nicht auf die, im ganzen Orient so gewöhnliche, Zauberey der Wunder, ob er gleich zum Behuf seiner Religionsstiftung einige Wunder erdichtete, und obgleich in der That mit ihm und seiner ganz ausserordentlichen Geschichte Wunder vorgegangen zu seyn scheinen.

Daß die Muhammedanische Religion in manchem Betracht einfacher, passender und der menschlichen Natur gerechter ist, als andere Religionen, dieß liegt in der Dinge Natur und im Fortlauf der menschlichen Begebenheiten. Bekanntlich ist die Religion Muhammeds erst im sechsten Jahrhundert, folglich am spätsten unter allen Religionen geoffenbart worden. Wär' es umgekehrt, und wäre Muhammed mit seinem Islam schon vor mehrern tausend Jahren gewesen, so hätte ihn jeder der nachfolgenden Religions- und Gesetzgeber übertroffen. Einer, der nachgeht, und die Werke der Vorgänger zu benutzen versteht, kann natürlicher Weise mehr leisten, als schon geschehen ist. Daher kommt es auch, daß kluge Nachtreter, wie z. B. Muhammed, oft weit mehr Aufmerksamkeit zu sich hinlenken, und mehr Verdienstlichkeit sich erschleichen, als andere, ob sie gleich in einer Sphäre mühselig zuerst die Bahn gebrochen haben. Dieß ist selbst im Reiche der Wissenschaften und der Philosophie der Fall; und so wird's auch immer bleiben. Muhammed hatte die Religionsbücher der Juden, der Christen, der Perser vor sich, ihm waren Moses, Jesus, Zoroaster und andere vorausgegangen, er war mit den Systemen dieser Heroen einigermaßen bekannt, er sah alle Hauptreligionen in ihrem Leben und Gang um und neben sich, er

war mit der Entstehung und Geschichte derselben so sehr bekannt, als er's zu seiner Absicht nöthig haben mochte. Muhammed wußte, was bey diesen Religionen den meisten Widerspruch gefunden hatte, er wußte, was an dem großen Verfall der Christlichen Religion Schuld war, was Schuld war, daß sie seit dem fünften und sechsten Jahrhundert einem abgöttischen Trödelwerk glich, er kannte die Hieroglyphen, wegen deren mancherley Deutung die Christen sich zu seiner Zeit und immer in zahllose Sekten zertheilten; Muhammed wußte dieß und mehreres, er konnte demnach bey seiner neuen Religionsstiftung leicht darauf Rücksicht nehmen, und in seinem Koran sich darnach richten. — Eben so ist es in andern Dingen: Wenn z. B. in Deutschland itzt eine andere Staatsconstituzion gemacht werden sollte, so würde und müßte sie gewiß anders ausfallen, als dieß z. B. zu Anfange des Mittelalters geschehen konnte, ja, es könnte itzt leicht besser gemacht werden, als es die Franzosen bey ihrer Revoluzion gemacht haben, die sich ohnehin eine Aenderung der Dinge viel zu theuer erkauft haben. Lieber das Alte, als etwas Neues so theuer!

Muhammed hatte noch viele andere Vortheile des Orts, der Nazion, der Lage der Dinge, so wie sie selbst Moses nicht hatte, und

am wenigsten Jesus. Jesus lebte unter einer Nazion, wovon einer der größten Historiker der neuern Zeit, wiewohl sehr unhistorisch, sagt: ihr Schicksal sey gewesen, nie das zu seyn, was sie hätte seyn sollen. Unter einer Nazion lebte Jesus, die schon im Besitz einer positiven, ja, einer heiligen und einzig göttlichen Religion zu seyn glaubte, die folglich nie übertroffen werden sollte. An dieser vollkommenen Religion hingen überdieß die Juden, seit der Wiederherstellung ihres Staats unter Vergünstigung der Persischen Kaiser fester, als jemahls, und am allerfestesten zu Jesus Zeiten, wo sie den furchtbaren Einfluß, die eiserne Hand der harten Römer sehr schwer empfanden. Gedrückte und leidende Völker nehmen ihre Zuflucht zum Himmel, und suchen alle alte Hoffnungen und Weissagungen hervor, um sich zu trösten, und vom nahen Untergang ihrer Feinde sich zu überzeugen. Eben so machten es die Juden, die von ihrem Jehova und der Religion Moses, die voll schöner Aussichten und Prophezeyhungen war, alles erhoffen mußten, und bey denen die noch so moralische und reine Religion Jesus wenigen oder keinen Eingang finden konnte. Es hätte also, wie es scheint, Jesus zu keiner ungünstigern Zeit unter den Juden auftreten können, als zu der, wo es wirklich geschah. Denn damahls waren sie nicht nur auf's

äußerste für ihre Religion eingenommen, sondern auch mit ihrem bürgerlichen Zustand, mit ihrem unglücklichen Verhältniß zu den tyrannischen Römern viel zu sehr beschäftigt, und deßhalb viel zu sehr verstimmt und erbittert, viel zu stark in Bewegung und Gährung, als daß sie einem neuen Religionslehrer gehörig Aufmerksamkeit und Zutrauen zu schenken im Stand gewesen wären. Sie konnten fast alle mit einigem Fug zu Jesus, wie der Landpfleger Felix zu Paulus, sagen: Deine Sache und Religion ist gut und annehmlich, nur komme wieder, wenn wir gelegene Zeit haben, wenn wir erst wissen, was die grausamen Römer mit uns noch vornehmen werden! Die Priester der Juden, die Schriftgelehrten und Pharisäer, diese hätten den Heilslehren des göttlichen Jesus Gehör geben, sie zuerst auffassen, und allmählig dem bedrängten Volk zur Linderung seines Drucks mittheilen sollen. So aber waren die Priester gerade die ärgsten Feinde des Gottmenschen Jesus, die ihn und seine Lehren verwarfen, und nach einem listig angelegten Plan den größten Menschheitsfreund aus der Welt, aus der Mitte des armen hülfslosen Jüdischen Volks stießen. — Oder sollten die Juden immer ihr bürgerliches und gegenwärtiges Leben hintansetzen, und nur an's künftige und himmlische denken? Sollten sie vor dem Entferntern das Allernächste im

Stich lassen, und das, was sie am stärksten anzog, schwächer empfinden? Erde bleibt Erde, und sie kommt einmahl eher, als der Himmel. Eben so wird das stärkere Gefühl sich nie vom schwächern ertödten lassen, und das dringendere leibliche Bedürfniß nie durch ein geistiges Bedürfniß gestillt werden können. Dieß liegt im Innern der menschlichen Natur. — Wäre Jesus mit seinen Ideen und Lehren einige Jahrhunderte früher, z. B. zu den Zeiten der ersten Maccabäer gekommen, zur Zeit, wo sich die Juden die Unabhängigkeit vom Seleucidischen Königsjoch so tapfer erfochten, und von neuem einen selbstständigen Staat bildeten, da würde es anders gegangen seyn, da würde Jesus auf sein Volk mächtig eingewirkt, da würde er's durch seine moralischen Lehren und toleranten Grundsätze umgestimmt, und ihm ein besseres Schicksal bereitet haben. Wie wenig ist aber bey einem Volk auszurichten, das in der größten Gährung hin und her schwankt, und bey Versuchen steht, sich vom schrecklichen Joch einer fremden Nazion loszumachen! Da scheint selbst die Gottheit zu spät zu kommen, wenn sie nicht in den Wunsch des Volks mit einstimmt! Doch Jesus war nicht für die Juden, sondern für die Welt bestimmt; daher kam er, als die Zeit erfüllt war.

Das Allerschlimmste für Jesus und seine religiöse Offenbarung in Judäa war wohl dieses: Die Juden erwarteten gerade damahls die wirkliche Erfüllung einer der wichtigsten Verheißungen, von der alle ihre Seher und Propheten geredet, und deren Verwirklichung sie unter den schönsten und reitzendsten Bildern, sogar zu einer gewissen Zeit und Periode, der Nazion vorgezeichnet hatten, nämlich die Erscheinung eines großen Messias. Man wird aus der Jüdischen Geschichte wissen, was zu dieser Idee und Verheißung die Veranlassung gegeben hat, und daß sie mehr eine politische, als eine religiöse Idee war, man wird wissen, daß die Juden einen Nazionalgott, Jehova, hatten, dem sie immer unbedingt Glauben beymessen mußten, man wird endlich wissen, daß die Juden wirklich der Hülfe eines großmächtigen Messias, eines zweyten Davids bedurft hätten, und zwar seit der ganzen Zeit bedurft hätten, als die ersten Grundzüge zum Ideal des Messias entworfen wurden. — Die Juden verstanden die heilige Symbole ihrer alten Propheten freylich etwas zu natürlich und zu sinnlich, und harrten mit Verlangen der Entstehung eines weltstürmenden Messiasreichs entgegen, besonders seitdem sie unter die peinliche Oberherrschaft der Römer gerathen waren. Itzt war ihnen erst ihre Religion, ihre himm-

lische Offenbarung, um jener goldenen Ankündigungen willen, recht theuer und werth, itzt hofften sie stärker, als je, auf eine endliche Belohnung für ihr langes Glauben und Opfern, itzt wollten sie in kurzem ihrer Religion die Krone aufgesetzt sehen, und sie als die herrlichste überall im Siegestriumph verbreiten, itzt war ihnen jedes Jota in ihren Tempelschriften wichtiger, als z. B. alle moralische Reden und neuprophetischen Ideen des großen Johannes. Was brauchten sie, nach dieser Denkungsart, mehr? In kurzem sollten ja alle glänzende Verheißungen ihrer Religion erfüllt, und die Israeliten von ihren Feinden erlößt werden, und konnten sie, vermöge ihrer Religion, dieß nicht erwarten?

Unter solchen Umständen und bey einer solchen Lage der Dinge, konnte da Jesus, ob er gleich voll von den heiligsten Gesinnungen, voll von den besten Absichten, voll von den fruchtbarsten Einsichten und reinsten Kenntnissen war, konnte er da etwas ausrichten, und sich nur Gehör verschaffen? Dieß war kaum möglich. Was für unüberwindliche Hindernisse setzte dem göttlichen Jesus der einzige Umstand entgegen, daß seine Nazion schon eine göttliche Religion, eine heilige Offenbarung hatte, wogegen jeder Zweifel für Gotteslästerung geachtet wurde? Wie schonend und behutsam mußte er hier, und

zwar gerade in dem ersten und wichtigsten Punct, zu Werke gehen? Und doch galt jedes freymüthige Wort, was er über die Mosaische Religion, oder über das priesterliche Satzungs- und Ceremonienwerk fallen ließ, für Hochverrath und Verbrechen. — Man wird nicht einwenden: Jesus griff nur die Mißbräuche, die leeren Formen und entstellenden Zusätze der Jüdischen Religion an; aber nicht den ächten wahren Mosaismus. Weiß man nicht, von wem diese Zusätze und Ceremonien des Mosaismus herrühren? Und hat man vergessen, daß kein Volk seinen Priestern mehr anhing, mehr blindlings gehorchte, als die bigotten Juden? Erinnert man sich nicht, wofür das Israelitische Volk seine geistlichen Obern ansah? Vergißt man, daß Mißbräuche, Verfälschungen, kirchliche Convenzionen so gut mit zur Religion gehörten, als die Grundartikel derselben? Doch wozu so viel? Die Religionen aller Völker, zumahl im Alterthum, bestanden mehr aus Ceremonien und kirchlichen Gebräuchen, als aus wahrem Geist und göttlichem Gehalt. Dem Volke ist alles Religion, was mit der Religion verbunden wird, und was nach dem untrüglichen Vorgeben der Religionsverwalter Religion seyn soll. Wer Nebendinge und Ceremonien einer Religion angriff, der tastete auch frevelhaft die ganze Religion an, der wurde als Religionsfeind und öffentlicher

Stöhrer des Staats gebrandmarkt und schrecklich bestraft. — Wenn Jesus seine subjectiven Ideen und Grundsätze gleich objectiv hätte machen, und sie der ganzen Nazion einhauchen können, dann wär' es anders gewesen, dann hätten sie mit seinen Augen gesehen, und mit seinem Verstande geurtheilt, und jeder Verbesserung ihrer Religion bereitwillig die Hände hingeboten. So aber kam ihnen alles unerhört und auffallend vor, was Jesus über das Jüdische Ceremonienwerk äußerte, es war ihrer mechanischen Denkweise zuwider, ihrem unmäßigen Nazionalstolz entgegen, der hohen Würde ihres Jehovenkultus zu nahe tretend, und dem Interesse der Priester und Pharisäer höchst gefährlich und verderblich. Wen dieß befremdet, der beherzige, wie in unsern lichten Zeiten, wie im 18ten und 19ten Jahrhundert seit Jesus Auftritt, — die edelsten Männer ankommen, wenn sie, obgleich in Nebendingen der Religion, Reformazionsversuche machen! Der beherzige, wie sehr der Geist unserer heiligen Religion, die doch voll wahren Gehalts und himmlischen Wesens ist, hintangesetzt wird! Der beherzige, daß auch bey uns, selbst in Deutschland, wo man auf Selbstdenken und Vernunftkultur sich so viel zu gut thut, Ceremonien, Gebräuche, kirchliche Convenzionen und Religion, noch ziemlich einerley bedeuten, und daß man über den

Verlust von einigen Formeln und Nebendingen ein solches Geschrey zu erheben gewohnt ist, als wenn die Religion selbst, die unvertilgbare Religion zertrümmert werden sollte! Weit mehr also hat man sich über solche Erscheinungen der neuern Zeiten und unter aufgeklärtern Völkern zu wundern, als über den falschen Religionseifer der alten unkultivirten und irregeleiteten Juden. Das Betragen neuer Völker muß uns näher liegen, als das unwürdige Gesitte alter Völker. Oder wollen wir das Anstößige des Alterthums blos tadeln, und nicht auch die Unarten des Neuerthums, deren doch so viele sind? Wir selbst stecken noch in Fehlern und Vorurtheilen, laßt uns bey uns selbst stehen bleiben, und aus allen Kräften streben, wahre Religiosität und Moralität unter uns zu befördern. — Was würden wir wohl machen, wir Kinder des Lichts, wenn ein Jesus, auch wenn er vom Himmel herabgesendet worden wäre, als Reformator unserer Religion und Formalitäten aufträte, und mit der ehrwürdigsten Majestätsmiene uns eines Bessern im strafenden Tone belehren wollte? Was würden wir mit Jesus anfangen? Was würde sein Loos und Schicksal unter uns seyn, unter uns, die wir so viel von Kultur, Aufklärung und Humanität reden und schreiben? Er würde unstreitig von einer Stadt in die andere, von einem Lande in's andere ge-

hetzt, dabey verhöhnt und verspottet werden, bis er seinem Ungemach und seiner Unruhe in kurzem erläge. Dieß würde wahrlich! das gelindeste Schicksal eines zweyten Jesus unter uns seyn und werden, wie dieß unter andern auch aus der Geschichte des höchst unglücklichen Rousseau, der doch lange kein Jesus war, mehr als zu deutlich erhellet. Oder glaubt man, weil Jesus unter uns doch nicht gegeiselt und gekreutzigt werden würde, so hieße dieß besser mit ihm verfahren? Warum würde denn Jesus unter uns nicht gekreutzigt werden? Doch meist deßhalb nicht, weil diese Todesstrafe bey uns nicht Mode ist, indem wir statt ihrer langsamer tödtende und zermalmende haben. Einen Reformator auf alle Art und Weise kränken und verfolgen, ihn und seine edeln Absichten verlästern und verschreyen, ihm alle Ruhe und allen Lebensgenuß verkümmern, und ihn dadurch langsam zu todt ärgern — ist dieß weniger, als wenn er gekreutzigt, oder öffentlich hingerichtet wird? Da wäre es immer besser, einen verhaßten Reformator ohne Umstände aus der Welt zu schaffen, als ihn so lange zu mißhandeln und zu verfolgen; so wie es besser ist, grobe Verbrecher kurz und gut hinzurichten, als sie in Kerkern und Löchern langsam zu todt zu martern. Sollte aber auch ein anderer Jesus nur zur Hälfte hart und unmenschlich unter uns

behandelt werden, als dieß z. B. die Juden vor zweytausend Jahren gethan haben, so würde dieß doch ein größeres und schrecklicheres Verbrechen seyn, eben weil wir aufgeklärter sind, weil eine so lange Zeit zwischen uns und den Juden in der Mitte liegt, und weil wir eine bessere Religion und Kultur haben, als die Juden, die aus Dummheit, Aberglauben und Bigotterie sich an Jesus versündigten. Schweigt demnach, und urtheilt glimpflich über die Verbrechen der Vorzeit, damit wir Kinder des Lichts werden!

Daß die Idee des Messias mehr eine politische, als eine religiöse und moralische war, dieß lief dem großen Plan Jesus am meisten entgegen, dieß war der wahre Stein des Anstoßes, woran man zerschellen, aber auch auf ihm emporsteigen konnte. Von keiner Seite waren die Juden gefährlicher anzugreifen, als von dieser, mit keinem Puncte war so viel zu wagen, und zu verlieren, als mit diesem. Dieß wußte auch Jesus, er, dessen Scharfsinn und Weisheit ganze Nazionen so gut, wie einzelne Menschen, durchdrang, dessen grenzenloser Patriotismus aber kein Hinderniß achtete, das sein Unternehmen in Gefahr brachte. Es standen ihm in dieser Hinsicht nur zwey Wege offen: entweder diese gangbare Idee für seinen Plan gar nicht zu benutzen, und sich so zu benehmen, als wenn sie nicht da wäre, oder sein Heilswerk an diese Idee

des Messias und seiner wahren Erscheinung anzuschließen, und Gebrauch für sich und seine Lehre davon zu machen. Beyde Wege waren für Jesus, der blos ein großer Privatmann, aber ohne Macht, Reichthum und Ansehen war, den aber die Erhabenheit seines Geistes zu allem Großen fähig machte, fast gleich gefährlich, wenigstens von zweifelhaftem Ausgang. Der erstere Weg schien leichter betreten werden zu können, doch insofern wieder schwerer, weil auf demselben wenig Erhebliches und Dauerhaftes zu erwirken war, und gleichwohl viele Mühe und Gefahr damit zusammen hing. Es gereicht daher dem Muthe und der Weisheit Jesus wenig zur Ehre, daß er den andern Weg einschlug, und recht planmäßig betrat, so wie es ewig zu bedauern ist, daß der Plan bey seinem Leben nicht gelang, und daß er der Macht der Vorurtheile und der Wuth der Priester so bald erliegen mußte.

Jesus griff geradezu die verkehrte Denkungsart seiner Nazion an, und suchte sie umzustimmen, dadurch, daß er blos beym Religiösen und Moralischen in der Idee des Messias stehen blieb, und sie selbst auf seine Person deutete. Auf diese Art suchte er vom Religiösen und Moralischen zum Bürgerlichen und Politischen überzugehen, und seinem Unternehmen und System die rechte Dauer und Festigkeit zu ertheilen.

Allein Jesus mochte Himmel und Hölle, Talente und Begeisterung, Zeichen und Wunder, Wolken und Götternimbus und alles zu Hülfe nehmen; vergebens, er konnte sich weder die rechte Aufmerksamkeit, noch das gehoffte Ansehen verschaffen, er konnte die Juden nicht für seine bessere Religion und Moral gewinnen, und der Idee einer vor allen Dingen vorzunehmenden Sinnesänderung keinen Eingang verschaffen. Die Nazion, wenigstens der ansehnlichste Theil derselben blieb bey seinem Sinn, und hielt fest an der Idee eines politischen Messias, eines glänzenden Königs und siegreichen Verfechters der Jüdischen Unabhängigkeit. — So wenig läßt sich der Geist einer Nazion, der Stern eines Zeitalters umändern, und am wenigsten dann, wenn Nazionen an ihren Fesseln reiben, um sie, es koste, was es wolle, zu zerbrechen, und in der Verzweiflung sich lieber den Untergang wünschen, als länger in der Sclaverey zu schmachten! Bey einer solchen Volksstimmung war es das Größte und Kühnste, was gewagt werden konnte, die Lieblingsidee einem Volke fast ganz zu entwinden, und seinen sehnlichst erhofften Retter in einen moralischen Messias, in einen Helden der Vernunft, der seine Nazion von Vorurtheilen und Lastern zurückbringen soll, zu verwandeln, sich selbst, wider allen äußern Anschein, nicht undeutlich für denselben auszuge-

ben, und die hohe Bestimmung dieses Berufs überall zu verkünden. Gleichwohl schien dieß das einzige Mittel noch zu seyn, die Jüdische Nazion vom nahen Untergang zu erretten, da das unglückliche Verhältniß, worin sie mit den üppigen Römern gerathen war, sie je länger je mehr zur Verzweiflung brachte, und sie gegen alle wahre Politik und Weisheit taub und blind machte. Wer bewundert nicht die Seelenstärke des großen Israeliten, in dem kein Falsch war, wer bewundert nicht seinen Muth und seine Entschlossenheit? Ewig werde diesem Gottmenschen Preis und Dank gesagt; denn er unternahm Wunder, und er war selbst ein Wunder, eine himmlische Erscheinung auf der Erde, wie noch keine gesehen wurde!

Es läßt sich, wenn man alles natürlich beurtheilt, nicht ohne Grund behaupten: daß die großen und kleinen Propheten, welche dem Jüdischen Volke jene Idee von einem Messias und seinem Reich, dem des David und Salomo ähnlich, eingeflößt hatten, an dem traurigen Schicksal Jesus, folglich auch an dem nicht lange darauf erfolgten Untergange des Jüdischen Reichs, nicht wenig Schuld waren. So folgte eines aus dem andern, und die verkehrte Richtung, welche die Jüdische Nazion genommen hatte, da sie Glück und Heil geradezu vom Himmel erwartete und verlangte, ohne die nöthigen Mittel,

welche Jesus dazu vorschlug, anzuwenden, dieß konnte keinen glücklichern Ausgang nehmen, als den, welchen die Welt kennt, und der in der völligen Zerstöhrung des Jüdischen Staats bestand. Der göttliche Jesus verlohr dabey nichts; denn er leitete das große Werk einer moralischen Revoluzion ein, uud ob er gleich wenig davon erlebte, so hatte doch die Sache nach seinem Tode einen solchen Fortgang, dergleichen nie eine religiöse und politische Revoluzion gehabt hat. Er triumphirte also über Tod und Schicksal, und das Grab vermochte ihn nicht zu behalten, sondern sein Geist ging aus in alle Lande, um eine neue und höhere Ordnung der Dinge zu bewirken. Wie weißlich und göttlich handelte Jesus, daß er sein Werk vom Religiösen und Moralischen anhob, und mit Hintansetzung aller Politik, bey dem stehen blieb, was einzig und allein das Wohl seiner und aller Nazionen des Erdkreises begründen konnte!

Hätte Jesus die Idee des Messias im politischen Sinn genommen, wäre er als bewaffneter Prophet und an der Spitze einer Parthey aufgetreten; so würde er kein anderes Schicksal gehabt haben, als alle, welche dieß in der Folge unternahmen, und sich für den Messias der Juden ausgaben. Ein anderer Barcochab wäre da Jesus geworden, der mit seinem Anhang wohl dieses und jenes wagen, aber nichts aus-

führen konnte, und mit dessen Fall alles ein Ende nehmen mußte. Dann würde vielleicht von Jesus und seinem Unternehmen nichts weiter gesagt worden seyn, als der bekannte Gamaliel im hohen Rathe zu Jerusalem öffentlich erklärte: „Vor diesen Tagen, erzählte er, stand auf Theudas, und gab vor, er wäre etwas; es hingen an ihm eine Zahl Männer, bey vierhundert; der ist erschlagen, und alle, die ihm zufielen, sind zerstreuet und zu Grunde gerichtet worden. Darnach stand auf Judas aus Galiläa, in den Tagen der Schätzung, und zog viel Volks auf seine Seite; dieser ist auch umgekommen, und alle, die ihm anhingen, sind zersprengt worden. Aber, ihr Männer von Israel, die Sache mit Jesus ist ganz anders, seht euch wohl vor, was ihr hier thun wollet, und laßt ab von den Aposteln, die im Namen Jesus reden und predigen. Ist das Werk von Menschen, so wird's untergehen; ist's aber von Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen." — (Anmerk. M. s. Apostelgeschichte, Cap. 5, v. 34—40.) So zeigte sich bald nach Jesus Tod, wie göttlich er gehandelt hatte, dadurch, daß er sich nicht zu einem weltlichen König der Juden aufgeworfen hatte, sondern zu einem moralischen Heiland, der die Herzen des Volks gewinnen, und eine

allgemeine Sinnesänderung bewirken wollte, wie dieß auch in der Folge der Zeiten fast in der halben Welt geschah.

Die Römer waren auch viel zu mächtig, als daß sich die Juden, zumahl bey ihrer alten Verfassung, mit Erfolg gegen sie hätten empören können; und als sie's doch eine Zeitlang nach Jesus Hinrichtung versuchten, so wurden sie nebst ihrem Lande von diesem unbezwinglichen Kriegervolk fast zertreten. Ueberdieß waren die Römer auf keine Nazion, selbst bis auf ihre kleinsten Bewegungen aufmerksamer, als auf die Juden, weil sie ihre Widerspenstigkeit und Empörungslust kannten, und selbst ihren Oberpriestern viel weniger trauten, als den zinsbaren Fürsten anderer Völker. Nie haben sich wohl auch zwey Völker weniger zusammen geschickt, und daher sich ungebärdiger gegen einander betragen, als die Juden und die Römer. Beyde Völker besaßen einen unüberwindlichen Nazionalstolz, beyde waren das gerade Gegentheil von einander. Die Juden allmächtig durch ihre besondern religiösen Ideen und Vorurtheile; die Römer allmächtig durch ihre Waffen und Legionen. Die Juden waren stolz auf ihr heiliges Land und auf ihre wundervolle Geschichte — Die Römer, stolz auf die halbe Welt, die ihren Schwerdtern erlag, und auf die Riesenthaten ihrer Vorfahren. Die Juden, voll Vertrauens

auf einen idealen Messias und seine Erscheinung unter neuen Zeichen und Wundern; die Römer, voll Zuversicht zu ihren großen Feldherren und tapfern Kriegern, die mit ihren kurzen Säbeln die Herzen der Feinde sich mitten aus den Armeen herausholten. — Zwey solche Nazionen konnten nicht lange neben einander bestehen, eine mußte unterliegen, und dieß Loos traf natürlicher Weise die Juden. Dieß sahe Jesus vorher, so gewiß vorher, daß er bey seiner letzten Reise nach Jerusalem diese herrliche Stadt ansah, und in Thränen über sie ausbrach. „Wenn du es wüßtest, äußerte er, so würdest du zu dieser deiner Zeit bedenken, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß die Römer um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern, und an allen Orten ängstigen werden. Schleifen werden dich die Feinde, und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du die Zeit nicht erkannt hast, darin du heimgesucht bist, die Zeit, wo die Annahme meiner Lehren zur Wiedergeburt, dein Schicksal abändern konnte.“

So gewiß Jesus das traurige Schicksal der Juden voraus wußte, weil sie ihn und seine Lehre verwarfen; eben so gewiß war es, daß die Juden diesem ihrem Schicksal entgehen konnten, wenn sie durch Jesu Ideen und Grundsätze umge-

stimmt, zu neuer Harmonie und religiöser Begeisterung angefacht worden wären. Die Römer waren nicht mehr unüberwindlich, zumahl seitdem sie unter Despoten gekommeu waren, und Republikaner zu seyn aufgehört hatten; wie den Juden auch die benachbarten Parther beweisen mußten, mit welchen sie sich im Fall eines glücklichen Erfolgs verbinden konnten. Ohnedieß lehrt auch die Geschichte, daß schwärmerischen Völkern, die alles zur Sache ihrer Religion machen, nicht beyzukommen ist, welches auch bey den Juden, die sehr zum Fanatismus geneigt waren, der Fall geworden wäre, wenn sie die Ideen Jesus aufgefaßt hätten, und um so mehr, da bey den Juden Religion oder Kirche und Staat eins war. Bey den Juden wurde alles auf die Religion bezogen, und jede Unternehmung an dieselbe angeschlossen; eine religiöse Revoluzion mußte in kurzem auch eine politische nach sich ziehen, und würde sie wirklich veranlaßt haben, wenn Jesus mit seinem religiösen System durchgedrungen wäre. Dann könnten die Juden eine ähnliche Rolle gespielt haben, als sechs Säcula später die von Muhammed fanatisirten Araber, die unter dem neuen Namen der Musulmänner alles besiegten und zu Boden drückten. Dann hätte Jesus bald als bewaffneter Prophet auftreten, und in der That die Rolle des Messias in religiöser und politischer

Hinsicht zugleich auf sich nehmen können. Dann konnte er die Thaten des Maccabäus und seiner Heldensöhne noch weit übertreffen, und seinem Volke vielleicht auf immer Unabhängigkeit und Freyheit erringen. An Kraft und Geist fehlte es dem göttlichen Jesus dazu nicht; aber sein Volk und die Uebermacht der Römer waren ihm im Wege, so daß er sich blos auf Religion und Moral beschränken, und die Realisirung seiner Ideen der Zeit überlassen mußte.

Bey Muhammed war alles anders, darum ging auch alles anders, darum drang er bey seinem Leben muthig durch, und wurde Herr und Beherrscher von ganz Arabien, welches er zum ersten Mahle in der Welt bewerkstelligte, da bekanntlich alle große Eroberer und alle Universalstaaten auf Arabien Verzicht thun mußten. Judäa und Arabia, Juden und Araber, Muhammed und Jesus, das sechste und das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung — wie verschieden war das alles von einander! Wie verschieden mußte also das Unternehmen Jesus, des moralischen Messias, und das Schicksal des politischen Messias der Araber ausfallen! Die folgenden Abhandlungen werden hierüber noch mehr Licht verbreiten, und von Arabien und den Arabern manches näher vor's Gesicht bringen.

IV.

Arabien.

Arabien, die größte Halbinsel in der Welt, ein ungeheueres Land, und eines der größern in Asien. Schade nur, daß es unter einem heißen Himmelsstrich liegt, und deßhalb dem größten Theile nach aus Sandwüsten und Steppen besteht. Ueber einen gewissen Grad der Sonnenhitze hinaus scheint kein stetes, zähes, zum Akkerbau geschicktes und fruchtbares Erdreich mehr möglich zu seyn, indem die Sonne zu verzehrend auf dasselbe einwirkt, und die feuchten Bande, welche das Land zusammen halten, verbrennt, wodurch die Oberfläche desselben in lauter Sand, Staub und kleine Steine zermalmt wird. Daß Arabien in der Nachbarschaft des versandeten Afrika's liegt, würde man schon errathen können, wenn man's auch nicht wüßte; es hängt durch eine schmale Landenge mit Aegypten oder Afrika zusammen, und wird dann durch das sogenannte rothe oder arabische Meer von

Afrika abgetrennt, mit welchem es ziemlich parallel nach Süden herunter läuft. Erst unten bey der Meerenge Babelmandel, die es verhindert, daß Arabien nicht, wie oben bey Suez, sich wieder mit Afrika vereinigt, entfernt es sich von diesem gefährlichen Nachbar, und dreht sich ostwärts in den Indischen Ocean. Dieses rothe oder arabische Meer ist kein natürliches, sondern ein durch eine physische Revoluzion entstandenes langes Meer, das allem Anschein nach vom Mittelländischen Meere her über das alte Aegyptische Delta herabgefluthet ist, und das Sandthal, das ehedem zwischen Aegypten, Aethiopien und Arabien dagewesen seyn muß, überschwemmte, vertiefte, und dadurch in einen langen Busen des Indischen Meers umwandelte. Dieß beweißt theils die ganze Beschaffenheit des rothen Meers und seine Seichtigkeit, theils die Reihen von Bergen in den Afrikanischen und Arabischen Küstenländern, die herunter nach Süden laufen, und Zeugen sind, daß zwischen ihnen ein Thal, eine niedere Gegend dagewesen seyn muß, die nun und schon lange das rothe oder arabische Meer ausmacht. Zum Aegyptischen Nilthale gehörte diese Afrikanische Gebirgsreihe nicht; denn dieses hat schon der Natur der Dinge gemäß, seine zwey Seitengänge zur Rechten und zur Linken; im Gegentheile muß diese äußerste Afrikanische Gebirgskette mit der ihr

gegenüber liegenden Arabischen Gebirgskette auch ihr Thal und ihren Fluß gehabt haben, nur daß eine Meerunordnung hier den Gang der Natur unterbrochen und zerstöhrt hat. Daher kommt es auch, daß innerhalb und außerhalb der Meerenge von Babelmandel der Boden sich immer mehr erhöht, so daß im Laufe der Zeit das rothe Meer, wie das Caspische, ein großer Landsee werden muß; und da auch der Boden des rothen Meers sehr flach ist, und das Wasser, besonders in der Gegend von Mokka, sich immer weiter vom Arabischen Ufer zurückzieht, so kommt wahrscheinlich die Zeit, wo es zwischen Arabien und Afrika, wie im grauesten Alterthum, aussieht. Daher ist das Clima und die ganze Beschaffenheit Afrika's auch in Arabien anzutreffen, und Afrika setzt sich gleichsam durch die Arabische Halbinsel, und durch Karmanien und Gedrosien bis zu den Eingängen nach Indien fort, obgleich zwey Meerbusen an dieser Ausdehnung seiner physischen Herrschaft, es verhindern wollen. Erst mit Ostindien fängt ein besserer Boden an, die Persischen Küsten und Arabien sind noch Afrikanischer und sandigter Natur.

Man hätte überhaupt aus Europa, Asia und Afrika gar nicht drey Erdtheile machen sollen, da doch alle drey nur einen einzigen Theil, nur ein Ganzes ausmachen. Diese Ein-

theilung und Benennung von drey Erdtheilen gibt zu mehrern Vorurtheilen Anlaß, und man glaubt z. B., daß jeder Erdtheil weit von dem andern abliege, oder doch wenigstens eine ganz eigene und besondere Welt bilde, die von den andern Welten der Erde sich wesentlich unterscheidet. Alle drey sogenannte Erdtheile hängen zusammen, und alles, was in dem einen ist, schließt sich unmittelbar an den andern an; deßhalb ist Europa zum Theil Asiatisch, Asia zum Theil Europäisch, und Afrika zum Theil Asiatisch und Europäisch, und umgekehrt. Besser wär's gewesen, wenn man diese Eintheilung der alten Welt in drey Stücke anders, als Theile, oder Welttheile genennt, und etwa dafür Regionen, Striche, Zonen u. dergl. gesagt hätte. Seit der Entdeckung von Amerika könnte man ohne weitere Umstände die ganze Erde in die alte und neue eintheilen, und Asia, Europa und Afrika wieder als ein Ganzes, wie im hohen Alterthum zu betrachten anfangen. — Nun gehen wir zu einem andern Erdtheile fort, ruft und schreibt mancher, da wird's neue und eigene Dinge und Erscheinungen geben. Wo ist denn etwas Neues und Anderes, wenn man von Afrika nach Arabien übergeht? Es ist eines und dasselbe. Und wo ist etwas Neues und Eigenes, wenn man über den Donfluß setzt, und in die Tatarey und nach Sibirien gelangt? Eben so

verhält sich's mit Spanien und dem gegenüber liegenden Afrika. Ueberall findet sich nichts, das uns zur Benennung eines besondern Erdtheils berechtigen könnte, da nirgends wesentliche Verschiedenheiten angetroffen werden. Weg mit dieser Eintheilung, die selbst Vorurtheile über die Bewohner Afrika's und Asia's unter uns begünstigt! Laßt uns alle Bewohner, Bürger und Brüder einer einzigen Erde, eines einzigen Ganzen seyn, und ja nicht denken, daß die Völker anderer Zonen, wie sie auch äußerlich beschaffen seyn mögen, geringer und schlechter sind, als die Europäer!

Arabien wird begrenzt, im Süden durch's Indische Meer, im Osten durch den Persischen Meerbusen, und die zwey großen Ströme, Euphrat und Tigris, die nach ihrer endlichen Vereinigung bey Korona Schat-el Arab heißen, im Norden durch Syrien und Palästina, und im Westen durch Aegypten und das rothe Meer. Arabien ist größtentheils Sand- und Steppenland, wo Ackerbau unmöglich ist; und diese Wüsten sind noch dazu meist nackt, statt daß andere Asiatische Steppen mit Kräutern bedeckt sind. Nur das sogenannte glückliche Arabien macht davon eine Ausnahme, und deßwegen hat es auch diesen schönen Namen erhalten, den man besonders auf die Gebirgsgegenden von Yemen hinter den Städten Mokka und

Aden beschränken sollte. Ziemlich unschicklich wird ganz Arabien in's steinichte, wüste und glückliche eingetheilt. Besser könnte es in's fruchtbare und unfruchtbare, oder in's obere und untere, zerfallen. Denn das Peträische und wüste Arabien ist ziemlich von einerley Beschaffenheit, nur das untere Stück, das südwestwärts liegt, macht davon eine Ausnahme, so wie hin und wieder vortreffliche Distrikte in Arabien gefunden werden. Oben bey Syrien ist man über Arabiens Grenzen nicht recht einig; doch trifft man's am besten, wenn von Suez bis nach Basra in schiefer Linie die Grenze gezogen wird. Eigentlich, oder der physischen Eintheilung nach, gehören Palästina und Syrien auch mit zu Arabien, oder zu einem und demselben Lande zwischen dem Indischen Ocean und dem Mittelmeere. Allein weil diese obern Küstenländer, Phönizien und Palästina nebst einem Theile Syriens besser sind, als das weiter einwärts liegende Steppenland, besonders weil sie zum Handel und zur Schiffahrt sehr bequem liegen, so siedelten sich hier bald andere, von den Arabern verschiedene Völkerstämme an, cultivirten das Land, übersäeten es mit Oertern und Städten, und machten dadurch, daß es nicht nur andere Namen bekam, sondern auch, freylich nur in politischer Hinsicht, von Arabien geschieden wurde. — Die Orientalischen

Geographen theilen übrigens Arabien nur in zwey Theile, in Yaman und Hejaz, oder in sechs Distrikte: Yaman, Hejaz, Tehama, Nojd, Yamama und Bahrein; Yamama und Nojd liegen in der Mitte, und die übrigen vier Provinzen an den Küsten herum. Hejaz und Tehama, Afrika gegenüber, Yaman im Süden, und Bahrein am Persischen Meerbusen, wovon die Bahreinischen Inseln den Namen haben, die in der alten Handelsgeschichte der Babylonier und Phönizier so oft vorkommen, und so große Wichtigkeit hatten. Yaman, Hejaz und Tehama sind die schönsten und fruchtbarsten Distrikte, doch übertrifft Yaman oder Yemen alle übrigen.

Arabien hat keine beträchtlichen Flüsse und Gewässer, blos Steppenflüsse und einige Bergströme, die aber zum Theil die Küsten nicht erreichen, sondern von Sand und Hitze verschlungen werden.

Auch hat Arabien weder viele, noch große Städte, und es hat deren niemahls gehabt, nur an den Küsten sind hier und da Städte und Oerter, wo die meiste Veranlassung dazu war, und zwar theils der Handlung, theils des fruchtbaren Bodens wegen, indem da die Abdachung des Landes, die Seefeuchtigkeit und die kühle Luft den Anbau der Städte und der Ländereyen begünstigten. Die merkwürdigsten Städte der

Araber sind Mecca und Medina. Sie sind das für die Araber, überhaupt für die Musulmänner, was sonst Jerusalem und Nazareth für die Christen waren, und was noch immer Rom und Loretto den Katholiken sind. Auf Medina und Mecca haftet fast die ganze Geschichte Muhammeds, des großen Propheten der Araber, und sie dienen, man kann sagen, dem Muhammedanischen Glauben mit zur Grundlage und Stütze, so daß der ganze Islam erschüttert werden müßte, wenn, wie die Sage geht, diese heiligen Oerter einer neuen Religionssekte in die Hände gerathen sollten. Die besten Handelsplätze sind ohne Zweifel: Mokka, Aden, Dsidda, Maskate und einige andere Oerter. Von Mokka kommt der Name Mokka-Caffe her, der aber eigentlich in den Gebirgen von Yemen, vornehmlich an drey verschiedenen Orten, zu Sanaa, Golhani und Bettelfagui wächst; der letztere Ort, von Mokka nur 35 Französische Meilen entfernt, liefert den bessern. — Die Stadt Aden hat große Vorzüge vor Mokka zu einem Handelsorte, aber in Mokka gewinnt der Ymam von Yemen mehr von Zöllen, und die Stadt ist einmahl in großer Aufnahme; selbst aus dem gegenüber liegenden Abessinien werden viele Waaren dahin geschafft, und unter dem Namen Arabischer wieder ausgeführt. — Dschidda

gehört eigentlich den Türken, wo sie den Ueberrest ihrer sonst in Arabien sehr großen Macht behaupten. — Maskate und die Insel Sacatona sind wegen des Indischen Handels merkwürdig, sie liegen gleichsam an der Straße desselben, und haben davon mancherley Vortheile.

Arabien ist das Vaterland der Specereyen, des besten Caffee, des kostbaren Weyrauchs, der besten Pferde. Pferde von guter Abkunft werden sehr theuer, zu tausend bis zehntausend Franken verkauft. Der Stammbaum richtet sich nach der Stute. Schon im 14ten oder 16ten Monat wird ihnen der Sattel aufgelegt, den sie selbst bey Nacht nicht los werden. Ehe sie zwey Jahre alt sind, werden sie schon von Kindern geritten. Schwarze Pferde soll man in Arabien nicht sehen, woran das sehr heiße Clima Schuld seyn mag. — Den Weyhrauch erzeugt die Gegend Schihr am Indischen Meere, in der Provinz Yemen, fast ausschließend, doch so reichlich, daß er fast für die ganze kultivirte Welt zureicht. — Ausserdem hat Arabien noch andere herrliche Früchte, z. B. Datteln, Reiß, Weintrauben, Manna u. dergl. Diese, meist aber jene Produkte haben von jeher die Seefahrer und die Handelsnazionen angelockt, um diese Kostbarkeit der Welt zuzuführen, da die Araber selbst aus dem See-

handel sich nichts machen, und gern mit den Erzeugnissen ihres Landes vorlieb nehmen. Auch sind sie immer der Mühe, ihre Produkte selbst auszuführen, von andern Nazionen überhoben worden; denn so weit die Geschichte reicht, erblickt man auf den Arabischen Küsten einen sehr lebhaften Handel, und alle große Seevölker im Wetteifer, um daran unmittelbaren Antheil zu bekommen. Durch diesen Handel entstanden die vorhandenen Städte und Oerter, entstand eine gewisse bürgerliche Kultur, entstand manches andere in dem glücklichen Arabien, wodurch es sich von den tiefer im Lande liegenden Provinzen etwas unterscheidet, doch meist in Hinsicht mehrerer Landes- und Städtekultur, da bekanntlich die Araber zu den originellsten Völkern der Erde gehören, und von andern nicht leicht etwas annehmen.

V.

Die Araber.

Arabien und die Araber liefern einen der besten Beweise von dem, was im ersten Theil der Ideen zur Geschichte des großen Ganges der Kultur und der Menschheit S. 129—143 über Asien erinnert worden ist: daß es nämlich immer im Großen und Kleinen, im Allgemeinen und Einzelnen fast einerley bleibt. Seit aller Geschichte gab es in Arabien Nomaden und Hordenvölker, die mit ihren Heerden das Land durchstreiften, und von einem Weideplatz zum andern ihre Zelte aufschlugen. Dieß ist noch immer so in Arabien, und es herrscht hier eine ewige und anmuthige Gleichheit und Einförmigkeit. Vieh, insonderheit Kameele und Pferde, ingleichen Weideplätze und Quellen, sind dem Araber alles, mehr braucht er nicht zu seinem Lebensbestand. Der Araber lebt meist von Milch und Kameelfleisch, und genießt noch dabey die herrlichen Datteln nebst anderm Baumgefrüchte. Was braucht er

auch in seiner Lage mehr, um sich wohl und gesund zu befinden?

Von den Arabern in der großen Halbinsel läßt sich im Grunde gar keine Geschichte entwerfen, sondern blos eine Beschreibung ihres Landes und seiner Bewohner, eben weil man fast alles weiß, wenn man in diesen beyden Puncten einigermaßen unterrichtet ist. Landeigenthum und Bürgerthum mit höherer Kultur konnten niemahls in Arabien entstehen; diese sind nur da möglich, wo ein guter, fruchtbarer Boden die Menschen anlockt, und sie zum Bau der Ländereyen und zu fester Ansiedlung ermuntert. Da bilden sich bald Dörfer, Oerter, Städte, und hiermit Landeigenthum, Bürger- und Staatswesen. In Arabien verbietet dieß die Natur selbst. Wo keine niedere physische Kultur möglich ist, da gedeiht auch keine höhere Staatskultur. Die Araber müssen demnach meist Nomaden seyn, und sie können nicht viel mehr thun, als sich von der Viehzucht und von dem erhalten, was ihnen die schönen Plätze ihres Landes reichlich darbieten. — Dazu kommt noch, daß die Araber niemahls von fremden Völkern unterjocht, und in ihrer Lage gestöhrt worden sind. Arabien war immer der Stein des Anstoßes für alle Eroberer und großen um sich greifenden Staaten des Orients. Es mochte in der Welt vorgehen, was da wollte, die Ara-

ber empfanden nichts davon. Die Assyrer, Babylonier, Meder und Perser mochten, selbst in der Nähe von Arabien, alles erschüttern, zerstöhren und unterjochen, die Araber wurden wenig oder nichts davon gewahr, sie blieben frey, und wegen aller Revoluzionen, die in der Völkerwelt vorfielen, unbekümmert. Wäre auch der Persische Sultan, Xerxes, mit Millionen Streitern wider Arabien gezogen, so würde es ihm da noch schlimmer gegangen seyn, als in Griechenland, und die Araber hätten wenig mehr zu thun gehabt, als sich an ihre Wüsten zu stellen, und den Zug ruhig mit anzusehen. Jeder politische Sturm mußte an Arabiens Steppen brechen, und nach Aegypten sich lenken; denn Arabien bewirthet keine Krieger und Armeen, sondern blos Nomaden mit ihren Heerden. Alexander durchstürmte die Welt von Macedonien heraus bis zum Indus, er tobte, durch Widerstand in Phönizien aufgebracht, auf den Küsten des Mittelmeers herum, wie ein Unsinniger, alles fürchtete sich vor ihm, und unterwarf sich, im Anfall der ersten Furcht, seinen Waffen. Nur die Araber weideten ruhig ihre Heerden, und lebten fern vom Kriegsgetümmel in ungestöhrter Sicherheit, obgleich der große Weltstürmer zweymahl vor ihren Grenzen vorüberzog, und seine unbezwinglichen Waffen tief in Arabiens Gefilde hineinblitzten. Gleichwohl

lag es in Alexanders Plan, nachdem er aus Indien zurückkam, und Babylon zur Hauptstadt seiner Universalmonarchie, und zugleich zu einem allgemeinen Handelsplatz einrichten ließ, Arabien zu erobern, weil es zwischen Babylon und Aegypten und seiner für große Handelsunternehmungen berechneten Lieblingsstadt, Alexandrien, in der Mittelag, und weil er sich gern die Communicazion dahin erleichtern wollte. Allein hier würde Alexander größern Widerstand von der Natur und der Arabischen Cavallerie erfahren haben, als in Indien von seinen eigenen Soldaten, und er hätte deßwegen weit länger leben sollen, um diese Demüthigung vom Schicksal zu erleiden, und die Idee lebhafter aus der Welt mitnehmen zu können: daß eine höhere übermenschliche Macht alles leitet, und den Unternehmungen der Eroberer und Völker ihr Ziel vorschreibt! — Arabien läßt sich nicht erobern, und wenn es auch ein großer Alexander unternehmen sollte, er wird nicht durchdringen, dem verbundenen Andrang der muthigen, zahlreichen und Freyheit liebenden Nomaden nicht überall widerstehen, und am wenigsten sich in ihren Provinzen auf die Länge behaupten können. Man darf sich nur an die Kriege der alten Römer mit den nomadischen Völkern im Innern von Afrika erinnern; oder auch an die so neuen Unternehmungen der Franzosen in Aegypten gegen

die Mammelucken. Die Mammelucken hielten nicht Stand, sondern sie zogen sich immer in die Wüste zurück, wo sie den Vortheil hatten, sich besser und länger als andere halten zu können, da ihnen die Orte, wo sich Quellen befinden, und alle Ausgänge und Wege bekannt waren. Daher gelang es auch dem General Desaix nicht, die Mammelucken, wie er Anfangs im Sinn gehabt hatte, in einer von ihnen in der Wüste eingenommenen Posizion zu blokiren. Eben so dürfen die Araber mit ihrer leichten Reuterey nur an den Grenzen ihres Landes sich herumtummeln, und wenn ein Feind anrückt, sich zurückziehen, und die Brunnen hinter sich zudekken. — Die Römer bezwangen noch mehr Welt, als Alexander; aber Arabien bezwangen sie nie, ob sie gleich immer in der Nachbarschaft desselben, am Euphrat mit den Parthern und Persern Kriege führten, und eine gute Anzahl von Legionen da versammelt hatten, auch unter August und Trajan einige Versuche auf Arabien machten, die aber ihres Mißlingens wegen zu weiter nichts dienten, als andere Staaten in Zukunft von allen Unternehmungen wider dieses unzugängliche Land abzuschrecken. — Als das mächtige Reich der Seleuciden in der Nähe von Arabien, oder in Syrien und Phönizien blühte; als die Ptolemäer in Aegypten und Afrika allgewaltig herrschten; als die Par-

ther ihre Asiatische Oberherrschaft gründeten, und sich selbst den Römern furchtbar machten; als die mittlern Perser an ihre Stelle traten, und ihre Macht nach allen Seiten hin ausdehnten; so blieben doch die Araber von allem verschont und unangetastet, und kein Eroberer hatte den Muth, sich ihnen und ihren Heerden zu nähern. Alle schreckliche Plagen der Kriege und Revoluzionen, deren die Erdenvölker so oft ausgesetzt sind, gingen, wie Würgengel, vor den Zelten der Araber vorüber, und ihr Land war fast das einzige in der alten Welt, das von fremden Kriegsheeren nicht entweiht wurde. Glückliches, wunderbares Land, das den stolzen Kaiser Augustus, während er sich die Oberherrschaft der Erde erschlich, wie einst Indien dem Weltstürmer Alexander Ziel und Schranken setzte, und seine kühnen Legionen vernichtete!

Nun sollte man denken, ein Volk, das immer so abgesondert von der übrigen Völkerwelt dahin lebte, das in ununterbrochener Sicherhrit vor äußern Anfällen sich befand, und nie von großen Siegerstaaten Künste und Wissenschaften erhalten hat, ein solches Volk, sollte man denken, müßte sehr dumm, barbarisch und ungeschickt seyn, müßte den Wilden in Amerika gleichen; allein es verhält sich hier anders, und die Araber sind unter allen Nomadenvölkern der Welt die fähigsten, die klügsten und besten.

Dieß bewiesen sie vorzüglich im Mittelalter, oder seit Muhammed, der die Araber in einen außerordentlichen Schwung brachte, so daß sie fast die ganze Welt eroberten, und nur durch die Deutschen und die Chinesen an der Stiftung einer wirklichen Universalmonarchie verhindert wurden. Darauf betrieben sie die Künste des Friedens so eifrig und glücklich, daß sie sich im ganzen Mittelalter über alle andere Völker, selbst über die Nachkömmlinge der alten Griechen und Römer erhoben, und die einzigen Depositärs der höhern Kunst- und Wissenschaftskultur für die übrige Menschheit wurden, während die christliche Welt immer größerer Unwissenheit und Barbarey entgegen eilte. — Wer hätte es vor zweytausend Jahren denken sollen, daß von Arabien aus die größte Revoluzion in politischer und religiöser Hinsicht sich wie ein Sturm über die Welt verbreiten würde, eine Revoluzion, die Schuld ist, daß noch heutzutag die Hälfte des Menschengeschlechts sich zum Muhammedanismus bekennt? Und doch ist es geschehen. Es ist mit ganzen Nazionen, wie mit einzelnen Menschen. Welchen man am wenigsten zutrauet, von denen kommt oft das Größte. Wären die Franken und die Karolinger nicht gewesen, so würden die Araber selbst Deutschland bezwungen, und ganz Europa überwältigt haben; sie würden also

selbst die Römer übertroffen haben, wie ihnen auch wirklich die Römer in einigen Hinsichten nachstehen. Doch wozu so viel? Arabien mit seinen Nomaden ist eigentlich der Gegenstand dieser historischen Abhandlung.

Die Engländer, und in der Folge die Franzosen könnten vielleicht noch Arabien zum Behuf des Ostindischen Handels erobern, und sich auf den Küsten des Landes festsetzen. Eine große Seemacht, die von Aegypten und Aethiopien her auf dem rothen Meere, oder auch von Socotora her, oder auf mehrern Puncten zugleich Arabien angriffe, würde das meiste ausrichten, und unter guten Umständen den schönsten Theil von Yemen in einem einzigen Feldzug erobern. Durch Anlegung mehrerer Etablissements und Festungen auf den Küsten ließe sich auch die Oberherrschaft über die anliegenden Arabischen Stämme sichern und behaupten; so wie es eine Zeit gab, wo die Türken in Arabien sehr mächtig waren, und wo selbst der Scherif von Mecca den Sultanen zu Constantinopel huldigte. Der Besitz von Aegypten und eine Flotte auf dem rothen Meer sind aber zur Erlangung und Behauptung einiger Herrschaft in Arabien erforderlich.

Die Araber sind in gewisse Stämme getheilt, wie alle Nomadenvölker. Den Ursprung dieser Stämme führen sie genealogisch bis auf die

Schöpfung, und die ersten Patriarchen, die wir aus den Mosaischen Urkunden kennen. Kein Wunder, daß sie dieß von sich selbst thun; denn auch von ihren schönen und edeln Pferden zeigen sie die ältesten und strengsten Genealogien auf, so wie es kaum die adelichen Geschlechter in manchen Ländern von Europa zu thun vermögen. Die Gewohnheit, die Neigung der Völker und einzelner Familien, sich recht alt, wichtig und ehrwürdig zu machen, und von einem Patriarchen oder einem der ersten Helden abzustammen, war sonst ein allgemeines Vorurtheil in der Welt, das aber durch die neuere Aufklärung ziemlich zerstöhrt worden ist. Die mit den Arabern benachbarten Juden fingen ihre Geschichte mit Adam, dem ersten Menschen, an, und wickelten sich so auf alle thunliche Art durch alle Völkerstämme hindurch bis zu den erstern Gründern ihrer Nazion. So machten es auch die Aegypter, die Schinesen, die Perser, die Griechen, die Deutschen und fast alle andere Nazionen des Erdkreises. Die Araber erklärten den Noah, Sem, Aram, Eber und Ismael für ihre ersten Stammväter, und selbst die neuern Araberstämme schließen sich, vermöge ihrer Genealogien, an diese in der Bibel berühmten Namen an, und hegen deßhalb eine stolze Einbildung von sich und ihrer Nazion.

Die Geschichte der Araber vor Muhammed ist bloße Mythologie und Sagengeschichte, die eben so klingt, wie die Sagengeschichte anderer Völker. In der Arabischen Mythologie kommen Erzählungen von Riesen und ganzen Stämmen derselben vor, ingleichen Tradizionen von Sündfluthen, oder ungeheuern Ueberschwemmungen, und andern Unglücksfällen, Mährchen von schrecklichen Wundern und Abentheuern, z. B. von einem Paradies, das noch in Arabien auf eine verborgene Art existirt, von Propheten, die ganze Stämme zu einer bessern Religion bringen wollten, von dem Untergang ganzer Stämme und Oerter u. dergl. Man sieht es, daß die Araber und die Juden Verwandte und Grenznachbarn von einander waren!

Was die Verfassung der Araber betrifft, so kann man ihr kaum diesen Namen geben; es ist bloße Stammverfassung, wo sich alles um einzelne Geschlechter, Stämme und deren Verwandschaft unter und mit einander herumdreht. Im Grunde haben sie die alte patriarchalische Hausregierung. Der Aelteste, der Vater ist Regent über die ganze Familie. Aus solchen einzelnen Familien bestehen die Stämme, deren Oberhäupter Emirs und Schechs heissen, und die ihre Stämme bey den Herumzügen auf Weideplätzen lenken und regieren. Im Fall

eines Krieges oder Angriffs von außen, wählen sich alle oder doch mehrere Stämme ein gemeinschaftliches Oberhaupt, einen Emir al Omrah oder Großemir, der, wie die ältesten Herzoge und Könige der Deutschen, im Kriege viel zu bedeuten hat, aber wenn die Gefahr vorüber ist, seine Herrschaft wieder niederlegt. Die Araber selbst scheinen nicht viele Händel und Kriege unter einander zu haben, wie die Nomaden anderer Erdstriche. Wenigstens kommt in ihren Sagen und poetischhistorischen Liedern nicht viel davon vor, welches vielleicht eine Hauptursache mit war, warum Muhammed in so kurzer Zeit alle Arabische Stämme unter einen Huth brachte, und zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigte. Erst da Fremde in spätern Zeiten Einfluß in Arabien sich verschafften, da aus den benachbarten Reichen und Religionspartheyen allerhand Leute und Sectirer nach Arabien kamen, da viele Juden, Christen und Perser wegen der großen Unordnungen, die in allen Ländern etliche Säcula nach dem Ursprung der Christlichen Religion überhand nahmen, in das ruhige, freye Arabien einwanderten, und daselbst ihren Secten und Religionen Anhänger zu verschaffen suchten — dann entstanden mehr Unruhen, Streitigkeiten und kriegerische Händel unter den bisher ungestöhrten Arabern. Wo keine Waffen und Legionen hindringen konnten,

da drang doch die Intoleranz und Proselytenmacherey der alten Juden und Christen hin, und brachten das glückliche Arabien, diese einsame Welt in der Welt, in Gährung und Unruhe. Doch anders konnte es nicht gehen; denn der Stifter der christlichen Religion sagt: Ich bin nicht gekommen, der Welt Friede zu bringen, sondern das Schwerdt! Und dieses Schwerdt der christlichen Religion hat selbst China und Japan nicht verschont. Uebrigens trugen die Gährungen und Unruhen, welche Juden, Christen und Perser durch ihre mancherley religiösen Ideen in Arabien anfachten, zur Geschichte und Revoluzion des Muhammed sehr viel bey, und waren Schuld, daß sein System auf's Weltliche und Geistliche zugleich sich richtete, und es auf eine allgemeine Herrschaft anlegte. Die Bibel der Juden, die Religionsbücher der Christen, und der Zendavesta der Perser, wurden in Arabien zusammen verschmolzen, und aus dieser Masse bildete der außerordentliche Muhammed mit großer Geschicklichkeit seinen Koran, die Bibel der Musulmänner, welche beynah alle andere Bibeln verschlungen hätte, wie z. B. das magische System der Perser, das dem Koran fast gänzlich erliegen mußte.

Es ist bekannt, daß sich unter den Arabern eine Art von natürlicher Beredsamkeit

und sanft hinströmender Suada findet, worin sie es oft sehr weit bringen, indem sie sich mit Abfassung allerhand schöner Gedichte und Redereyen beschäftigen. Freylich darf man sich keine schulgerechten Reden und geregelten Dichtungen darunter vorstellen, sondern unter ihren Gedichten nur schöne, zierliche Reimereyen, und unter ihren Reden eine zusammen gedachte Anzahl treffender Sprichwörter, zugespitzter Sätze und natürlicher Gleichnisse mit eingestreueten kurzen Erzählungen. Durch dergleichen Reden konnte sich ein Araber bey seinem Stamm sehr empfehlen, und wenn er ihn durch seine Sprüche und Sätze zu einem wichtigen Unternehmen aufmunterte und anfeuerte, oder von einem unüberlegten Wagstück ablenkte, oder sonst einen nützlichen Einschlag und heilsamen Rath bey gewissen Verlegenheiten ertheilte, so hieß er bey den Arabern ein großer Redner, so war er ihnen werth und theuer. Und so ist es noch immer in Arabien. Noch mehr gelten aber Dichter bey den Arabern, zumahl wenn sie die Abkunft, die Geschlechtsfolge und die Schicksale enzelner Stämme, das Andenken großer Thaten, die Schönheit ihrer Sprache u. dergl. besingen. Dergleichen Dichter, die ihrem Nazionalstolz schmeicheln, werden in Arabien für Männer vom ersten Adel und Ansehen gehalten, man schätzt sie ungemein, und ihre leichten anmuthigen

Verse fliegen von Stamm zu Stamm, von Mund zu Mund. Ja, man beneidete den Stamm ordentlich, unter welchem ein großer Dichter sich hervorthat, ob man ihm gleich von allen Seiten her Glück dazu wünschte. Man nahm zu solchen begeisterten und weisen Poeten in verwickelten Fällen und mancherley Angelegenheiten seine Zuflucht, und aus ihrem poetischen Mund flossen sybillenmäßige Verse und Reime, wie aus den Orakelschlünden der Griechen und der Römer Weissagungen. Die Araber vergaßen auch die Dichtkunst und die Dichter nicht bey den allgemeinen Versammlungen, die sehr viele Arabische Stämme jährlich zu Ocadh, einer Stadt in der Provinz Tehama, in beträchtlicher Entfernung von der Küste des rothen Meers hielten. Diese Stadt war bey ihnen sehr in Ansehen, und nebst Mecca für die Araber eben das, was für die Griechen Elis in Delphi, für die Juden Jerusalem, für die Lateiner der Mons Albanus, für die Römer das Capitol waren. Hier wurde jede Woche ein öffentlicher Markt gehalten, und überdieß alle Jahr eine große Messe, ein allgemeiner Markt, der einen ganzen Monat dauerte, und wobey ein großer Theil der Nazion, besonders von denen Stämmen, die nicht bloße Nomaden waren, sondern auch in Häusern wohnten, und Handel trieben, sich einstellte. Aber es wurde

zu Ocadh nicht blos Handel und Wandel getrieben, nicht blos gekauft und verkauft, sondern es traten da auch Poeten auf, die ihre Gedichte ablasen, oder ihre natürlichen, zusammen gereihten schönen Gedanken vortrugen, und mit einander um gewisse Preise wetteiferten. In den frühern Zeiten wurden diese Gedichte, zumahl die schönsten und witzigsten, dem Gedächtniß anvertraut, und so unter der ganzen Nazion verpflanzt; in den spätern Zeiten aber wurden die gekrönten Gesänge herrlich verzeichnet, und an einem bestimmten Orte aufbewahrt, der gleichsam das gemeinschaftliche Archiv der Araber und ihrer heiligen Bücher ausmachte. — Als Muhammed diese zahlreichen Nazionalversammlungen aus religiösen und politischen Ursachen aufhob, die Araber auf Eroberungen und kriegerische Unternehmungen ausgingen, und ihre Sandwüsten in großen Schaaren überschritten, als auf diese Art eine ganz neue Periode für die Araber begann, und sie in aller Welt Eroberungen machten, — da sank auch ihre alte Dichtkunst und die Liebe für dieselbe, da brachte ihnen das Kriegsgeräusch, das Schlachtgetümmel und die tausend neuen Gegenstände, auf die sie allenthalben in der Welt stießen, die schönsten Nazionalgesänge, die trefflichsten Dichtungen der Vorzeit aus dem Gedächtniß, und so verschwanden sie, gleich den Schatten der Todten, auf immer.

Muhammed trug aber auch sehr viel bey, daß das Meiste von dem poetischen Alterthume der Araber in Verlust ging; er war den alten heidnischen Poeten seiner Nazion sehr abgeneigt, und versetzte ihnen deßhalb in seinem Koran, wo sich's thun ließe, harte Streiche. So heißt es z. B. im 26sten Capitel des Koran zu Ende: „Diejenigen, welche irren, folgen den Fußtapfen der Poeten. Siehst du nicht, daß sie, als ob sie ihrer Sinne beraubt wären, durch jedes Thal hinstreichen? Und daß sie sagen, was sie doch nicht thun? Die Poeten nur seyn ausgenommen, welche glauben und gute Werke thun, und öfters an Gott gedenken; und die sich vertheidigen, wenn ihnen auf eine ungerechte Weise begegnet worden.“ — Jene ungläubigen Poeten waren für Muhammed und seine Offenbarung gefährliche Leute, die ihn und seine Sache mit allerhand Spöttereyen übergossen, ihn lächerlich machten, und zum Gegenstande ihrer satyrischen Gedichte und Witzeleyan machten. Deßwegen hielt es Muhammed mit den bereits gläubig oder Muhammedanisch gewordenen Poeten, und bediente sich ihrer, um sich des Lästerwitzes der andern zu erwehren, und sich eine gläubige poetische Parthey zu bilden, die der alten ungläubigen das Gleichgewicht halten möchte. Muhammed ließ auch wirklich einmahl die Worte fallen, und munterte einen lau-

niaten Poeten seines Anhangs auf folgende Art auf: „Setze den Ungläubigen mit Spottschriften zu; denn bey dem, in dessen Hand meine Seele ist, sie verwunden tiefer, als Pfeile!“ Dagegen gab Muhammed den Arabern eine positive Religion, und zwar den Deismus, in seinem Koran, der ihnen alle die alten Naziognallieder ersetzen konnte, zumahl da bald aus der ganzen Geschichte Muhammeds und seines Korans eine Tradizion sich bildete, die an erhabenen und schönen Stellen fast alles übertraf, was bis dahin Schönes und Göttliches geschrieben worden war.

Jene Anstalten, jene Liebe zur Beredsamkeit und zur Dichtkunst waren übrigens der Hauptgrund, warum die Sprache der Araber so wort- und bildreich, so schön, gebildet, biegsam wurde, und sich vor andern Sprachen so sehr auszeichnete. Beredsamkeit und Dichtkunst sind die besten Mittel, einer Sprache aufzuhelfen; sie zu verschönern und zu vervollkommern. Das Harmonische, das Energische, Simple, den Reichthum an Wörtern, Bildern und Zusammensetzungen hat die Arabische Sprache blos ihren Poeten und sogenannten Rednern zu verdanken. Insonderheit ist der Dialekt sehr klar, einnehmend und zierlich, der von den Koreischiten, dem gebildetsten und angesehensten Stamm der Araber, gesprochen wurde, in wel-

chem Dialekt auch der Koran verfaßt ist, da bekanntlich Muhammed zu dem Stamm der Koreishiten gehörte. Die Nettheit und Zierlichkeit des Dialekts dieses Stammes rührte daher, weil die Koreisheiten nicht nur ein Handelsstamm sind, und besonders die Carawanen bilden, die nach Syrien gehen, sondern auch Mecca und die Caaba besitzen, das Heiligthum der Araber, wohin die Religion und selbst der Handel immer einen Theil der Nazion zieht, um hier ihre Gebete, Wallfahrten und andere Obliegenheiten zu besorgen. Jeder bestrebte sich da, schön, anmuthig und rein zu reden, indem viele öffentliche Verhandlungen Statt fanden, wobey Redner ihre Geschicklichkeiten und Talente zu Tage legten. Hier in dieser Nazionalstadt floß mit den besten Ideen, Einsichten und Erfahrungen der Araber auch das Schönste und Beste ihrer Sprache zusammen, so daß es kein Wunder war, wenn die stolzen Koreishiten das beste und vollkommste Arabisch redeten und schrieben. Das alles kam auch dem großen Muhammed sehr zu statten, nicht nur bey Abfassung seines Korans, sondern auch bey der Anlegung und Ausführung seiner andern Entwürfe. Das Meiste läßt sich in der Geschichte Muhammeds natürlich erklären, aber manches sieht dessen ungeachtet noch aus wie Wunder und Geheimniß, das der Verstand nicht zu fassen vermag.

Die heutigen Araber sind immer noch ein feuriges, behendes, nervigtes Volk, das sich unter allen seinen Nachbarn, z. B. den austeren, schwerfälligen Türken, und den kupferfarbigen, wohlbehaglichen und muntern Nubiern oder Barabra's, vortheilhaft auszeichnet. Man kann die Araber in zwey Theile fassen, in die Beduinen, und in die Fellahs. Jene führen in den Steppen eine herumschweifende Lebensart, und ernähren sich vom Handel und Raub. Dergleichen Beduinen waren es, welche den Franzosen in Aegypten zuerst die Idee gaben, ein Corps auf Dromedaren Reitender zu errichten; aber zu ihrem Nachtheil, da bekanntlich die Franzosen dieses Corps sehr vortheilhaft gegen die Beduinen gebraucht haben. Die Fellahs, wie sie wenigstens in Aegypten und da herum heißen, sind Bewohner von Dörfern und Städten, und treiben einigen Ackerbau; kurz, es sind die Araber, die einige bürgerliche Kultur haben, und sich eben dadurch von den Beduinen unterscheiden. Die geehrtesten unter allen Arabern sind die vom Stamm des Muhammed, sie heissen Said, und der grüne Turban ist für sie auszeichnend; daher auch die Pilgrimme, die von Mecca kommen, und sich ein Gleiches anmaßen, in Yemen nicht so erscheinen dürfen. — Die Bildung und Farbe der Araber ist zum Theil mannichfaltig, da sie von so vielen ausländischen,

auch Afrikanischen Sclavinnen, Kinder erzeugen, wie es z. B. selbst in Indien der Fall ist.

Die Araber haben noch Religion und Sitten. Deßwegen werden auch die Araber immer ein vorzügliches Volk bleiben, und einen ersten Platz behaupten, wenn andere Völker der gänzlichen Entkräftung unterliegen werden. Die schwelgende Natur in Yemen und in allen wasserreichen Gegenden von Arabien beut ihnen alles dar, was sie bedürfen, welches eine große Ruhelust und Indolenz bey den Arabern veranlaßt; so wie ihre Religion noch mehr beyträgt, daß sie von aller Welt abgesondert leben, folglich auch reine Sitten behalten. Die Araber gehen mit ihren Frauen um, deren jeder mehrere hat, und kümmern sich dabey wenig oder nichts um anderweitigen gesellschaftlichen Umgang. Auch haben sie, wie schon erinnert ist, einige Kultur, die aber in Ansehung der Künste kaum weiter, als auf die Elemente derselben sich erstreckt, ob sie gleich dabey oft Dinge machen, z. B. Gebäude errichten, wozu, dem Anscheine nach unsere ganze Kunst erforderlich gewesen wäre. Eben so sind in Ostindien die mechanischen Künste noch in der Kindheit; dessen ungeachtet gibt's Werkzeuge, die bey aller Einfalt den Zweck bewirken, und womit sie die höchsten und größten Gebäude aufführen, wie die alten Aegypter,

nach dem Herodot, die Tempel und die Pyramiden.

Die Araber besitzen mehr Tugenden, als Fehler, und diese letztern liegen meist in ihrer Lebensart und besondern Lage. Zu ihren Tugenden gehört ihre Tapferkeit und Geschicklichkeit im Kriege, besonders aber ihre Gastfreyheit, die ächt patriarchalisch ist, und worin sie's allen Orientalischen Völkern zuvorthun. Diese Gastfreyheit erstreckt sich selbst auf alle Fremde, die zu ihnen kommen, und jeder, der mit einem Araber ißt und trinkt, ist in Arabien unverletzlich. Die Araber pflegen ihr Wort und Versprechen gewissenhaft zu halten, und machen nie davon eine Ausnahme; auch ehren sie das Alter und die älterliche Herrschaft, wie dieß freylich bey den Nomaden der Fall seyn soll. Endlich haben die Araber bey einer großen Lebhaftigkeit eine geschwinde Fassungskraft, und viel natürlichen, selbst feinen Verstand, der ihnen in Aegypten und fast überall in Afrika, wo Araber sind, eine gewisse Ueberlegenheit zuwege bringt.

Zu den Fehlern der Araber gehört, daß sie zu leidenschaftlich sind, und deßwegen zum Zorn, zur Rachsucht und Grausamkeit hinneigen. So sind aber alle unkultivirte Völker und Menschen. In eben dem Grade sind sie bös und schrecklich, in welchem sie gut und freundlich

sind; denn sie haben ihre ganze Natur mit aller Kraft beysammen, und ihr Gefühl für Recht und Unrecht wirkt mit der größten Stärke. Wenn sie daher gereitzt und verletzt werden, so fahren sie wüthend daher, und wissen im Sturm der Leidenschaften weder Maas noch Ziel zu halten, und es entsteht gewöhnlich Mord und Todtschlag, oder Flucht und Trennung. Sind sie besänftigt und befriedigt, so tritt auch gleich ihre natürliche Güte wieder ein, und alle Feindschaft hat ein Ende; von Groll, Haß, heimlicher Schadenstiftung durch Verleumdung und Nachstellung wissen sie nichts; dieß schickt sich auch mehr für gewisse schwache Thiere und Bestien, als für Männer von Kraft und Muth. — Bey aller Leidenschaftlichkeit ist der Naturmensch doch besser, als der Kunstmensch, und die natürliche Güte und Einfalt des erstern ist vorzüglicher, als die Verstellung und sogenannte Klugheit des letztern. Der Kunstmensch hat dabey alle Fehler und Leidenschaften des Naturmenschen, nur weiß er sie zu verstecken und zu übertünchen; und wenn auch seine Leidenschaften nicht so stark sind, so kommt er durch Politik und Raffinerie zu Hülfe, und wird dadurch gefährlicher und schädlicher, als zehn Araber mit ihrer offenen Leidenschaftlichkeit. Der Naturmensch hat nicht die Fehler des Kunstmenschen, ja, er hat nicht

einmahl einen Begriff davon, und verhält sich deßhalb auch, sobald er unter verfeinerte Menschen kommt, zu ihnen, wie ein Schaaf zu einem Wolf, oder wie ein Kind zu einem Weltmann. Der Naturmensch macht keine Ansprüche auf große Dinge und Ideen; er zeigt sich, wie er ist, und schämt sich nicht seiner Blößen und Begierden. Allein der Kunstmensch will religiös, moralisch, uneigennützig, gerecht, groß, human, edel seyn, oder es doch scheinen, und dahinter steckt nicht viel mehr, als Selbstsucht, Eigennutz, Eitelkeit, Einbildung. Wären die kultivirten Völker und Menschen das, was sie seyn wollen, und zu seyn scheinen; so gäbe es längst keine Nomaden und Wilden mehr in der Welt, sondern sie würden entweder sich und ihre Länder, zum Trotz der Natur, kultivirt, oder sich in andere Länder begeben haben, wo die Menschen kultivirt, und gute, glückliche und höhere Wesen werden können!

VI.

Die neuen Musulmänner, oder die Wahabys in Arabien.

Aus dem, was bisher theils über die beyden Stifter der Christlichen und Muhammedanischen Religion, theils über Arabien und die Araber gesagt worden ist, wird jeder leicht einsehen, wie bedenklich und wichtig die Nachrichten sind, die seit einiger Zeit von der Stiftung einer neuen Orientalischen Religionssecte in unsern öffentlichen Blättern, besonders im Moniteur, geliefert worden. Diese Nachrichten bestehen etwan im Folgenden:

Vor funfzig Jahren war die Arabische Horde der Wahabys, die itzt so mächtig ist, blos ein Haufen geringer Nomadenfamilien. Durch eine genaue Vereinigung unter einander machten sie sich in Arabiens schönster Provinz, in Yemen, unabhängig, und nahmen eine andere Religion mit andern Gebräuchen an, wie die übrigen Beduinen in der Arabischen Wüste.

Bald stießen zu den Wahabys Araber von andern Horden und Casten, und nach und nach immer mehrere, so daß sie sich seit 10 Jahren fast durch ganz Arabien und dessen Zubehörungen ausbreiteten. Der große Strich Landes, den nun die Wahabys inne haben, erstreckt sich von Mecca bis an die Ufer des Persischen Meerbusens, und von Alep Damas bis nach der Mitte des glücklichen Arabiens. Der Name Wahaby, Wahabi, wird von Abdul Wahab, oder Wechab, dem Namen eines gewissen Lehrers, abgeleitet, der unter seinen Landsleuten durch große Kenntnisse hervorragte, den Koran auf eine eigene Weise auslegte, und viele Arabische Stämme zu seiner Secte vereinigte. Abdul Wahab ward als Oberhaupt der Religion allgemein anerkannt; nach seinem Tode trat sein Sohn in diese Stelle, und wurde hierdurch der erste Chalif einer neuen Religionssecte. Jtzt ist Ebon-Sehon das Oberhaupt derselben, der ein anderer Omar werden zu wollen scheint, und Streifereyen in alle an Arabien stoßende Länder unternimmt, so daß auch die großen Caravanen, die ein- oder zweymahl des Jahrs durch die Wüste nach Aleppo, Damascus u. s. w. abgehen, einen andern Weg über Cabur einschlagen.

Die Wahabys sind sehr robuste, mäßige Leute, und erreichen gewöhnlich ein hohes Alter. Ihr Getränk ist Wasser, ihre Nahrung Brod,

Datteln, Reis und Kameelfleisch; oft bringen sie ganze Tage ohne Nahrung zu, und im Nothfall dient ihnen der Urin der Kameele zum Getränk. Da sie bey ihrem strengen Leben alle Hülfsmittel in sich selbst finden, und ganz nomadisch für sich leben, so muß man bey ihnen nicht die äußere Bildung suchen, die man zum Theil bey andern Arabern findet. Sie werden von einem einzigen Chef beherrscht, der auch den Titel eines Chalifen führt, obgleich noch ein besonderer Religionschef bey ihnen existirt. Ihre Wohnungen bestehen aus Zelten, die sie, den Umständen nach, von einem Orte zum andern verlegen. Uebrigens haben sie verschiedene Städte und eine Menge bevölkerter Flecken, unter andern Lahza und Brue, letzteres, vierzig Stunden von El-Catif ist die gewöhnliche Residenz ihrer Chefs. Um zu den Wahabys zu gelangen, muß man durch Wüsten und Felsengegenden passiren, welche gleichsam die Wälle ausmachen, womit die Natur ihre Freyheit gesichert hat.

Die Polizey ist bey ihnen sehr gut verwaltet; sie haben einen blinden Gehorsam gegen ihren Chef. Ein Befehl, von seiner Hand unterzeichnet, ist hinreichend, ganze Haufen von Kämpfern in's Feld zu bringen. Titel und dergleichen kennen sie nicht. Sie dutzen einen jeden, selbst ihren Chef, so daß man sie in dieser Hin-

ficht für eine Art Quäcker halten sollte. Briefe von ihrem Chef an Solimann, Pascha von Bagdad, fangen sie an: „Abdulaziz an Solimann, Gruß," und schließen mit den Worten: „lebt wohl!" — Die einzige Abgabe, welche die Mitglieder ihrer Secte bezahlen, ist der zehnte Theil der Einkünfte.

Die Wahabys glauben an ein höchstes Wesen, lassen sich beschneiden, und haben zum Religionsbuch den Koran, von welchem sie sagen, daß er vom Himmel gekommen sey. Sie bekennen auch, daß Muhammed ihn den Menschen verschafft habe; aber sie verehren diesen auf keine Art und Weise. Muhammed, sagen sie, sey ein guter braver Mann gewesen, dessen sich das höchste Wesen bedient habe, um seinen Willen den Menschen bekannt zu machen; allein er sey auch weiter nichts gewesen, und ihn verehren oder anbeten wollen, hieße die Gottheit beleidigen. Sie bezeigen sich in allen Stücken als wahre Deisten, sind aber dabey von dem schrecklichsten Fanatismus verblendet, und unterscheiden sich dadurch merklich von den Theophilanthropen in Frankreich, mit denen man sie, etwas unschicklich, hat vergleichen wollen.

Seitdem die Wahabys, oder kürzer Whaabys Mecca, den wichtigsten Platz der ganzen Muhammedanischen Welt, erobert, und zu-

gleich nach Syrien und Aegypten hin sich ausgebreitet haben, ist durch sie eine ganze Revoluzion im Orient eingeleitet worden, die in kurzem eine sehr schlimme Wendung für die halbe Welt nehmen könnte. Die Anzahl der Menschen, womit die Wahabys Mecca eroberten, betrug 50,000. Alle Häuser wurden geplündert, und auch das Grab Muhammeds seiner vielen Reichthümer beraubt, wobey ein Wahaby unter andern sagte; er habe im gedachten Grab einen so großen und glänzenden Diamant bemerkt, daß man den Glanz auf zwey Tagereisen weit habe sehen können. Der Scherif von Mecca hatte sich auf die Annäherung der Wahabys an die Küste nach Dschidda geflüchtet, welches bald darauf von den Wahabys belagert wurde. Der Anführer dieser Armee bey Mecca und Dschidda war Shoud, Sohn von Abdallage. Je weiter sich die Wahabys ausbreiten, desto größer und furchtbarer wird ihr Haufe; und ob sie gleich in Syrien bey Damascus durch eine Türkische Armee gelitten zu haben scheinen, so wird dieß doch nicht verhindern können, daß sie in kurzer Zeit ganz Syrien und Aegypten überschwemmen, und das Türkische Reich völlig zu Grunde richten. Schon zu Aleppo war man vor den Wahabys besorgt. Der Englische Agent zu Bassorah schrieb deßhalb an den Chef derselben, und bat ihn, die Englischen Tataren

oder Couriers zu schonen, welche durch die Syrische Wüste reisen. Der Wahaby empfing, ohne zu antworten, die Geschenke, welche der Englische Agent geschickt hatte, und sagte blos: „Ich habe Ihren Brief erhalten; so lang ich in Frieden mit Bassorah seyn werde, sollen Ihre Couriers frey passiren.“ — Gleich den alten Spartanern verfahren sie überall geradezu; aber auch gleich den wüthenden Musulmännern zu den Zeiten Muhammeds und seiner ersten Nachfolger, ermorden sie alle, die nicht ihre Lehre anerkennen. Die Christen und die Juden sollen sie aber doch schonen, weil sie selbige als Menschen betrachten, die zu niedrig unter der Classe der wahren Gläubigen stehen, als daß sie sich mit ihnen abgeben könnten. — Adam-Effendi, Cadi von Jerusalem, welcher von Constantinopel abgesandt wurde, um mit den Wahabys über ihre Lehre Erörterungen vorzunehmen, und die Streitigkeiten in Güte beyzulegen, hat nichts ausgerichtet. Ueberhaupt läßt sich die Geschichte der Wahabys immer bedenklicher an, und in der Hälfte des Orients, am meisten aber in der sogenannten Türkey ist man vor ihnen in Angst und Furcht. Das ganze Gebäude des Muhammedanischen Glaubens fängt an zu wanken, da der Sultan oder Großherr in Constantinopel der Hälfte seiner Würde, vermöge welcher er Muhammeds Nachfolger oder einen

Chalifen vorstellt, beraubt ist, dadurch, daß die Wahabys die heiligen Städte, Mecca und Medina, in ihre Gewalt gebracht haben. So lange dieß der Fall ist, haben die zum Muhammedanischen System gehörigen Wallfahrten der Muselmänner nach Arabien ein Ende, und alle rechtgläubige Anhänger des Islam gerathen in eine Art von Verwirrung und Bestürzung, da eine der Hauptformen ihres Religionssystems verletzt, und der große Stifter des Islam entweiht ist. Wie's zu der Zeit, als die Muselmänner Jerusalem und das gelobte Land einnahmen, oder zu den Zeiten der Kreutzzüge, oder zur Zeit der Lutherischen Reformazion in der Christenheit stand, eben so, und noch weit schlimmer steht es gegenwärtig durch den Auftritt der Wahabys unter den Muhammedanern.

Auf solche Art hätte sich denn das vollkommen bestätigt, was der Verfasser in seiner Schrift:

„Europas Pflicht, die Türken wieder nach Asien zu treiben, und Griechenland mit dem Occident zu vereinigen, Leipzig, 1801."

von S. 90 an über den Orient und besonders Arabien äußerte. Ohne eben specielle Notizen von den neuesten Vorfällen in Arabien und den umliegenden Ländern zu haben, schloß der Ver-

fasser aus dem ganzen Gang der Dinge im Orient, und aus einigen allgemeinen Anzeichen von Asiatischen Unruhen und Bewegungen, daß eine Aenderung, eine Revoluzion dem Morgenlande wieder bevorstehe, die selbst dem Abendlande in mehr als einer Hinsicht gefährlich werden könne, welches letztere aber nunmehr, da die Französische Revoluzion eine bessere Wendung genommen hat, nicht zu befürchten seyn möchte. Doch wär' es auf alle Fälle sicherer, wenn der Occident gegen die schrecklichen Wirkungen und schnellen Umgriffe einer wüthenden Orientalischen Revoluzion sich mehr verwahrte, und die Europäische Türkey bis Constantinopel gegenüber von einigen Hauptmächten der Christenheit besetzt würde. Widrigenfalls ist es wahrscheinlich, daß der Strom einer neuen Arabischen Revoluzion sich auf Europa herüber wälzt, und bis an die Ufer der Donau alles verheert und verdirbt. Doch da der Verfasser alles das, und noch mehreres in seiner Schrift, Europas Pflicht u. s. w. gesagt hat, so verweißt er dahin, und führt nur einige Stellen daraus hier an, um das von den Wahabys angestiftete Ungewitter zur bessern Ansicht zu bringen:

„Wer steht dafür, daß nicht eines und das andere von den Asiatischen Völkern und Reichen, z. B. Arabien und Ostpersien, weiter um sich greift, die schwachen und verthei-

digungslosen Provinzen des anarchischen Osmannenreichs, deren Gouverneurs für jeden Kauf und für jede Unthat feil sind, überschwemmt, und mit Blut und Verheerung den Weg bis zu den Staaten Europa's sich auföffnet? Da läge wieder den Völkern in Europa eine Mongolische Geisel auf dem Rücken! Da hätten wir wieder nichts anders, als grausame Kriege, quälende Unruhen und bange Besorgnisse zu erwarten! Oder wer steht dafür, daß nicht ein neues eroberndes Volk in Asien aufbricht; z. B. die Araber, und das fürchterliche Schauspiel der Hunnen, der Mongolen und der Türken von neuem giebt? Sind etwa die wilden, muthigen und starken Nomadenvölker in Mittelasien ausgestorben? Giebt es keine Hunnen uud Mongolen mehr? Oder glaubt man, die Völker und Horden Mittelasiens sind anders, weil sie itzt andere Namen haben? Oder denkt man, die Natur der Dinge hat sich in Hochasien geändert, weil in einigen Jahrhunderten keine Stürme und Revoluzionen sich von da her über die Welt verbreitet haben? Die nämlichen Horden, welche die Welt schon mehr als einmahl durchstürmt haben, sind alle noch da, und sie werden nicht ewig ruhig sitzen, wenigstens ist itzt den zahlreichen und kraftvollen Arabern nicht viel zu trauen, zumahl da von den Fran-

zosen in Aegypten ganz neue Ideen unter sie gebracht worden sind, die leicht ein Feuer in Arabien anzünden könnten, das über die halbe Erde wegloderte. Auch sind schon mehrere Erscheinungen in Arabien seit der Mitte dieses Jahrhunderts eingetreten, die große Aehnlichkeit mit den Phänomenen vor und zu den Zeiten des großen Muhammed haben, und die eine neue Epoche und Revoluzion für Asien und für seinen religiösen und politischen Zustand von fern ankündigen oder androhen. Schon ist von einem Arabischen Scheikh, Wahabe oder Wahabi, mit Namen, seit etwa zwanzig Jahren eine neue Religionssecte gestiftet worden, die sich zum reinen Deismus bekennt, die Gott unter freyem Himmel verehrt, und die alte Religion der Araber vor Muhammed wieder herstellen will. Damit nicht zufrieden, sucht diese Secte auch auf's eifrigste Proselyten zu machen, und sie ladet alle, Juden und Christen so gut, als Muhammedaner ein, sich an sie anzuschließen, und Gott in der Natur und Wahrheit anzubeten. Dieser Wahabi, der zweyte Muhammed, leugnet die göttliche Sendung dieses Propheten, leugnet den himmlischen Ursdrung des Koran, verwirft die Moscheen und Tempel, und will der Religion die alte Simplizität, die alte natürliche Uebung wieder geben, wie sie dieselbe im grauen Alter-

thum, z. B. zu den Zeiten des Abraham hatte. —

Dehnt sich diese Secte weiter aus, und bildet sich mehr zu einem politischen Körper, so wird sie die Maske des Friedens und der Selbstverleugnung bald fallen lassen, und durch Krieg und Eroberung, durch Feuer und Schwerdt, Proselyten zu machen suchen; und dann kann man sich leicht denken, was in Arabien, in Persien und in der Türkey vorgehen dürfte, wenn einem die Geschichte des Orients nicht ganz fremd ist. Dann, wenn die Flammen des Fanatismus und der Religionsschwärmerey unter den Anhängern des Wahabi ausschlagen, wenn Haß und Erbitterung gegen die Anhänger des Muhammed, oder gegen die Musulmänner ausbrechen, wenn in Arabien, oder in einem andern Lande dadurch Bewegung und Gährung erzeugt werden, dann stürzen wieder Arabische Horden aus ihren Sandsteppen, bestürmen und erobern die gesunkenen Reiche der Perser und der Türken, und setzen den Orient, vielleicht auch zum Theil den Occident, in Furcht und Schrecken. Denn wer kann religiösen Fanatikern widerstestehen? Wer will die enthusiastischen Anhänger einer neuen Religion, wenn sie einmahl eine politische Existenz gewonnen haben, in Schranken erhalten? Religiöser Fanatismus ist noch brausender und gefährlicher, als politischer Fana-

tismus, und konnte man diesen letztern in unsern Tagen bändigen? — — Eben so wenig wird es eine Macht geben, die den religiösen Fanatismus, wenn er bey den Arabern, oder bey einem andern orientalischen Volke ausbräche, hemmen und bändigen könnte. Der Leidenschaft eines Volks für Freyheit, und der Leidenschaft eines Volks für Religion widersteht nichts in der Welt.

Es scheint also wirklich, als wenn in Asien alles zu einer ähnlichen großen Revoluzion reif sey, dergleichen in Europa und in Frankreich ausgebrochen ist, als wenn im Orient, so gut wie im Occident, eine Aenderung der Dinge erfolgen sollte. Denn man mag Asien von einem Ende bis zum andern betrachten und wieder betrachten, so wird man immer gewahr, daß der Zustand seiner Staaten und die Lage seiner Völker gerade so beschaffen ist, wie zur Zeit des großen Muhammed, wo eine der größten religiös-politischen Revoluzionen den ganzen Orient erschütterte und umwandelte, und deren kleine Anfänge und langsamen Umgriffe die größte Aehnlichkeit mit den Begebenheiten haben, die gegenwärtig von den Wahabys bekannt werden. Wie Wahaby, fing Muhammed an; beyde kamen äußerst langsam und nach vielfältigen Versuchen zu Macht und Ansehen, und immer schien es, als wenn alles innerhalb Ara-

bien bleiben wollte. Als aber Mecca durch die alten Musulmänner erobert war, und sie nach Syrien und Aegypten hin sich ausbreiteten, dann glich das vom Muhammed eingeleitete Werk einem Sturm, der alles erschüttert, einem Strom, der alles überschwemmt, und dessen Fluthen und Wellen über nahe und ferne Länder, über ganze Erdtheile daher rauschen, und die Menschen und die Völker mit den Schrecknissen des jüngsten Gerichts bedrohen.

VII.

Ueber den Gang der Revoluzion, hauptsächlich in der Mark Brandenburg.

Die Reformazion im Mittelalter war eine geistliche oder kirchliche Revoluzion; so wie die in unsern Tagen vorgefallene Französische Revoluzion eine weltliche oder bürgerliche Revoluzion ist, obgleich das Geistliche und das Weltliche genau mit einander zusammen hängt, und das, was in der einen Sphäre geschieht, auf die andere große Einwirkungen äußert. Alle Revoluzionen sind einander ähnlich, d. h. die Art und Weise ihrer Entstehung, und die Ursachen derselben, der Gang und die Richtung, die sie bey ihrer Verbreitung nehmen, ist immer einerley. Alles geht in der Welt durch Veränderungen und Modificazionen, und ist, mit Plato zu reden, in stetem Fluß; die Menschen selbst sind veränderliche Wesen, und ihre Triebe und Leidenschaften streben von einem Punct zum andern, von einem Zustand zum andern. Wenn

in einem Staate auf die Natur der Dinge und der Menschen, die keine Macht auf Erden anders machen kann, als sie einmahl ist, Rücksicht genommen wird, wenn immer allmählig und in der Stille Verbesserungen, oder nur Aenderungen vorgenommen, und auf solche Art dem Ungeheuer des Zeitgeistes einige Opfer geschlachtet werden; so entsteht da keine Revoluzion, weil die kleinen Reformen, die von Zeit zu Zeit darin geschehen sind, den Stoff dazu weggeräumt haben. Wenn hingegen in einem Staat auf die Natur der Dinge und der Menschen, die von Gott herrührt, keine Rücksicht genommen, wenn alles darin verpallisadirt und in Eisen geschlagen wird, weil man thöricht wähnt, durch Politik und schlaue Machinazion alles zu zwingen, und nach machiavellistischen Maximen alles zu leiten; so entsteht da zu seiner Zeit ganz unausbleiblich eine Revoluzion, indem der rauchende Stoff des Widernatürlichen, und des daher entstehenden Mißvergnügens endlich, wie eine heimliche Pulvermine, auffliegt, und durch Gewaltsamkeiten und unter Unordnungen das auf einmahl bewirkt, was eigentlich allmählig hätte geschehen sollen.

Die Wirkungsart einer jeden Revoluzion ist gewissen natürlichen Gesetzen unterworfen, wie ihre Entstehung, und wie alles andere in

der Welt; denn ohne Regeln und Gesetze geschieht nichts unter der Sonne, auch wenn es noch so regellos und gesetzwidrig erscheinen sollte. Anfangs wirken Revoluzionen schnell und heftig, und greifen so weit um sich, als überwiegender Stoff dazu sich vorfindet; je länger sie aber wirken, und je weiter sie reichen, desto schwächer wird ihre Wirkung; gleichwie vom größten Sturm und vom heftigsten Erdbeben verhältnißmäßig nach Dauer und Distanz immer weniger empfunden wird. Innerhalb ihrer eigentlichen Sphäre, oder innerhalb gewisser Grenzen kann keine Revoluzion gestöhrt und vernichtet, d. h. rückgängig gemacht werden; aber wohl außerhalb ihrer Entstehungsregion, doch gewöhnlich nur durch Gewalt und blutige Schreckmittel. Läßt man es dabey bewenden, und hält man die allgemeine Sicherheit für entschieden, wenn ein paar Tausende von Mißvergnügten zu Boden geschmettert worden sind; so ist dieß ungereimt, und entfernt die Gefahr nur eine Zeit lang, weil auch die größte Furchterregung die menschliche Natur weder umändert, noch ihr Getriebe zum Stillstand bringt. Betrachtet man aber eine Revoluzion als eine gegebene Warnung, steuert man einigen der auffallendsten Mißbräuche, und bessert man in der Stille, wo sich's nur mit guter Art thun läßt; so ist ein solches Verfahren

wahre Politik, und sichert einen Staat gegen die Schrecknisse und blutigen Scenen einer Revoluzion. Politik muß überhaupt blos „in höherer Kenntniß der Menschen und der Welt, und deren geschickter Anwendung“ bestehen; aber sie muß nicht pfiffige Maximentheorie und gewandte Cabalenpraxis seyn, und der Natur der Menschen nicht entgegen arbeiten wollen, sonst wird sie Frevel und Gotteslästerung, und stiftet unübersehliches Unglück.

Alle Revoluzionen sind übrigens sehr große Uebel, vor welchen Gott jedes Volk väterlich bewahren sollte. Revoluzionen sind die schrecklickſten Erscheinungen in dieser Welt, und nichts richtet solche Zerstöhrungen und Verwüstungen in jeder Hinsicht an, als sie, indem sie alles aus den Angeln reißen, alle bisherige Gesetze und Regeln aufheben, Anarchie und Zügellosigkeit auf kürzere oder längere Zeit zur Tagesordnung rufen, und der Bestialität und den thierischen Leidenschaften der Menschen Thür und Thor öffnen. Wehe dem Volke, in dessen Mitte eine Revoluzion auflodert; denn Jammer und Elend ist nun sein trauriges Loos in einigen Menschenaltern, bis die neue Ordnung der Dinge fest gegründet, und ein neues Menschengeschlecht emporgesprossen ist! Wehe aber auch dem Staat, der verleitet wird, nicht etwa den

Strom einer Revoluzion einzudämmen, sondern sie selbst innerhalb ihrer Region zu vernichten; ein solcher Staat erschöpft sich auf's äußerste, er mattet sich im fruchtlosen Kampf völlig ab, und am Ende wird er, von Ohnmacht ergriffen, gezwungen, die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen! Wer kann wider Gott und die Natur? Und wer vermag in der Welt nur eine Erscheinung zu unterdrücken, oder zu erschaffen, die nicht im Plan der Vorsehung liegt? Nicht Könige und Menschen, sondern Gott regiert die Welt, und er allein bestimmt den Lauf der Dinge nach seiner Weisheit und Güte. — Fast bey jeder Revoluzion ist Gottes Hand im Spiel, und bald entsteht Theurung und Hungersnoth, bald Seuche und Pest, bald ereignen sich andere Unglücksfälle und Veränderungen, um die Gewaltigen zu hindern, das Werk der Vorsehung zu stöhren, und stolze Völker zu demüthigen. So beweist Gott seine Allmacht und Oberherrschaft über die Welt!

Die Reformazion Luthers, die in Sachsen begann, und die lange voraus zu sehen war, verbreitete sich äußerst schnell in dem größten Theil von Deutschland, ja, fast in ganz Europa, und sie wirkte so heftig in den Gemüthern der Menschen, daß ihr keine irdische Macht Einhalt thun zu können schien, weil ihr alles blindlings zustürzte, weil die Anhänger derselben

nichts achteten und fürchteten, und weil diese und andere Erscheinungen die Großen und Gewaltigen eine Zeit lang außer Fassung brachten. Nach und nach aber lernte man sie bekämpfen, und ihre weitere Verbreitung durch heimliche und gewaltsame Mittel hemmen; viele Hunderttausende, die sich vom Strome der neuen Ideen hatten fortreißen lassen, wurden unglücklich, und mußten ihre Liebe zur Reformazion mit dem Verlust der schätzbarsten Erdengüter, ja, mit Leib und Leben büßen. So wie zu unsern Zeiten in Italien und in andern Ländern die Anhänger der Französischen Revoluzion unterdrückt, und in Mittel- und Unteritalien selbst zu Tausenden, unter dem Namen der Jacobiner, hingerichtet wurden; eben so ging es zur Zeit der Reformazion den Freunden derselben in Frankreich und andern Reichen, und in den Niederlanden wurden allein gegen 100,000 Menschen unter der Regierung Philipp des Zweyten als Ketzer geschlachtet. — In keinem Lande, das zu weit von den Quellen der geistlichen Revoluzion ablag, gedieh dieselbe; und wenn es auch noch so viele Lutheraner und Calvinisten in solchen abgelegenen Ländern gab, so wurden sie doch niemahls herrschend, sondern mußten immer in Unsicherheit und Bedrückung leben, auch von Zeit zu Zeit alle Drangsale und Gewaltsamkeiten sich gefallen

lassen, wie dieß die Geschichte von Frankreich, von Ungarn und Böhmen leider! auf's stärkste bestätigt. Nur in Norddeutschland, überhaupt im Norden von Europa gründete sich das neue System der Kirche und der Religion fest, weil diese Gegenden zur Sphäre der ausgebrochenen Revoluzion gehörten, und ihre Fürsten und Gewaltigen selbst derselbn zufielen, so daß es ordentlich zum neuen Interesse der protestantischen Obrigkeittn gehörte, den Protestantismus in ihren Ländern zu privilegiren und zu befestigen. Wo diese Zeichen eintreten, und wo nicht nur der größte Theil der Bewohner eines Landes, sondern auch die herrschenden Obrigkeiten sich für eine neue Ordnung der Dinge erklären, da kann man mit Sicherheit sich gleichfalls dazu bekennen; wo aber dieß der Fall nicht ist, da muß man ruhig seyn, und den Gang der göttlichen Weltregierung abwarten, vermöge welcher immer nur das geschieht, was heilsam und gut ist.

Ein Land gab es, ein Land, das zunächst an der Quelle der Reformazion lag, wo man nichts davon wissen wollte, und wo sich besonders der Fürst mit den Vornehmsten des Staats auf's heftigste gegen die Annahme des neuen Kirchensystems sträubte. Dieß war die Mark Brandenburg. Schon war die Reformazion in Ober- und Niedersachsen, in

Franken und in den Rheingegenden, in Böhmen und Schlesien, in Preußen und in vielen andern Ländern von Europa verbreitet; schon war sie in diesen Ländern zum Theil völlig angenommen, weil die großen Vortheile, die sie den weltlichen Fürsten gewährte, sogleich in die Augen leuchteten; schon sah man in Sachsen eine neue Ordnung der Dinge in Gang gebracht, und vernahm ein allgemeines Frohlocken darüber; als noch in dem benachbarten Brandenburg alles beym Alten war und blieb, als noch in Brandenburg auf allen Kanzeln gegen die Reformazion gepredigt, und in einer Menge von Schriften dagegen gekämpft wurde. Dieß ist eine eben so sonderbare, als lehrreiche Erscheinung in der Geschichte, weil sie nicht nur zeigt, daß in der Welt alles von Umständen und den Verhältnissen der Dinge abhängig ist, sondern auch die Geheimnisse der menschlichen Natur auf eine ganz eigene Art entschleyert, die in der Geschichte nie wieder so vorkommt. Alle Erscheinungen, auch die räthselhaftesten, haben ihre Ursachen, folglich hat auch die hieroglyphische Begebenheit, daß in Brandenburg das elende Pabsts- und Mönchssystem bis auf's kleinste Jota eine Reihe von Jahren nach dem Beginn der Reformazion Luthers noch gang und gäbe war, seine hinreichende Ursachen. Es sind folgende:

Erstlich, es regierte damahls in Brandenburg der Churfürst Joachim der Erste. Dieß war ein sonderbarer, stolzer, herrschsüchtiger Fürst, der zwar viele gute Eigenschaften besaß, aber daneben auch mit allen Vorurtheilen und Schwachheiten seines Zeitalters im höchsten Grade angesteckt war, und der darauf Anspruch machte, das nämliche seyn zu wollen, was sein Nachbar, Friedrich der Weise, in der That war. Joachim hatte zum Unglück den Bischof zu Lebus, Dietrich von Bülow, zum Erzieher gehabt, der ihn vollkommen zu dem bildete, was er selbst war, d. h. zu einem sehr belesenen, gelehrten Herrn, und zu einem eifrigen Anhänger des päbstlichen Glaubenssystems, das, nach der Meynung dieses und fast aller Bischöfe, völlig infallibel war, oder doch schlechterdings blos von den Päbsten selbst anders modifizirt werden konnte. Als sein Vater, der Churfürst Johann, starb, so übernahm Joachim, ob er gleich erst sechszehn Jahr alt war, die Regierung selbst, und wieß seinen Vormund zurück; denn er bildete sich schon damahls ein, daß alle Kenntniß und Weisheit in ihm wohne; daher war ihm auch jeder Widerspruch und Widerstand unerträglich, und er wollte nach seiner Einbildung und Willkühr alles durchsetzen. Bey dieser Beschaffenheit seines Charakters war es gut, daß er kein Ver-

langen nach Waffenruhm hatte, sondern sich blos mit der Ehre eines gelehrten und klugen Fürsten begnügte. Dieser Ehre opferte er aber auch alles mögliche auf, und sein Durst darnach war so groß, daß er sich, als Churfürst noch, von dem berühmten Abt, Tritheim, der lebendigen Encyclopädie seiner Zeit, in allen Wissenschaften unterrichten, und sich vollkommen gelehrt machen ließ, zumahl in den sogenannten geheimen Wissenschaften und schwarzen Künsten, die im sechszehnten Jahrhundert, gleich einer Pest, grassirten. Allein die mystischen Ideen, die man ihm von der Chemie, von der Astrologie und der Nativitätsstellerey einflößte, das dunkele Geschwätz, das man ihm von der Hexen- und Zauberkunst, von der Cabalisterey und der Calenderprophetie vorbrachte, verdarb ihn, und machte ihn theils abergläubisch und sonderbar, theils eingebildet und unlenksam. Daher hatte er beständig mit Astrologen und Schwarzkünstlern sein Verkehr, die ihm ihre Weissagungen einsenden, und seinen Prinzen die Nativität stellen mußten; daher glaubte er unaussprechliche Dinge zu wissen, die weiter kein Mensch wußte, z. B. daß der Schutzengel seines zweyten Prinzen Bathsitihadel in der Geisterwelt genannt werde; daher nahm er sich zuletzt einen gewissen Carion,

der ein eifriger katholischer Schwabe war, zu seinem Hofastrologen an, und schenkte ihm seine ganze Gewogenheit. Carion, dieser rüstige Prophet, erfreute seinen Wohlthäter in kurzem mit einer ihm äußerst interessanten Weissagung, mit der: „Daß Dr. Luther in dem Jahre und an dem Tage — als ein Ketzer lebendig verbrannt werden würde.“ Dieß war noch nicht genug; von einem andern Astrologen ließ sich Joachim sogar weiß machen: „daß im Jahr 1525 am 15ten Julius Berlin und Cölln untergehen würden.“ Deßhab nahm er seine Gemahlin und Kinder nebst dem ganzen Hofstaat, begab sich hinaus auf's freye Feld bey Tempelhof, und erwartete da voll Angst und Furcht den Anbruch des gräßlichsten Donnerwetters. — Bey Erwägung dieser Umstände darf man sich eben nicht wundern, wenn diesem Fürsten die neuen Lehren, die aus dem verhaßten Sachsen, die von dem ihm noch verhaßtern Luther herkamen, geradezu von sich wegwieß; wenn er auf's hartnäckigste beym alten System verblieb, und das nämliche von seinen Unterthanen verlangte; wenn er sogar seine Gemahlin, weil sie lutherisch gesinnt war, und das Abendmahl unter beyderley Gestalt genoß, auf's entsetzlichste bedrohte, und sie dadurch heimlich aus dem Lande zu fliehen nöthigte. — Es kamen aber

noch mehrere Ursachen dazu, die dem Joachim die Reformazion zuwider machten, nämlich

Zweytens, sein Bruder Albrecht. Dieser war als Knabe von zwölf Jahren von seinem Bruder zum geistlichen Stande gleichsam genöthigt worden, damit er dem Joachim und seiner Herrschbegierde auf keine Art im Wege seyn möchte. Albrecht hatte großes Glück auf seiner Laufbahn, und wurde, zum Theil durch Vorschub seines Bruders, nicht nur Erzbischof zu Magdeburg und Bischof zu Halberstadt, sondern auch im Jahr 1504 Erzbischof zu Maynz, so daß er zwey Erzbisthümer zugleich besaß, was bisher unerhört war. Der damahlige Pabst, Leo der Zehnte, ließ sich dieß nach einiger Weigerung gefallen, weil er glaubte, daß ein so reicher Herr ihm nicht lange die 30,000 Dukaten für's Pallium vorenthalten, und noch überdieß eine stete Willfährigkeit, die Absichten des päbstlichen Hofes in Deutschland zu befördern, zeigen würde, worin sich auch Leo nicht ganz irrte. Nur reich war Albrecht nicht; er liebte zu sehr die Pracht und das Vergnügen, und mußte daher das Palliengeld von den Fuggern zu Augsburg borgen. Da ihm nun die Wiederbezahlung dieser Summe ziemlich schwer fiel, so begünstigte er den Plan des Pabstes, in Deutschland den Ablaß von neuem predigen zu lassen, unter der

Bedingung, daß ihm die eine Hälfte des dadurch gewonnenen Geldes, und die andere dem immer geldbedürftigen Oberhaupte der Christenheit zu Theil werden sollte. Der Churfürst zu Maynz, froh darüber, daß er auf diesem Wege seiner drückendsten Schuldenlast sich entledigen könnte, traf sogleich alle Anstalten zur neuen Ablaßpredigerey, ja, er trat selbst, als päbstlicher Nunzius und Kommissarius durch die Diöcesen von Maynz, Magdeburg und der Mark Brandenburg auf, und bestellte zugleich tüchtige Unterkommissarien, die von Ort zu Ort ziehen, wacker predigen, und das Geld für die ertheilten Ablaßbriefe einsammeln sollten. Zum Glück oder zum Unglück trug er dem bekannten Tetzel das Unterkommissariat in den Landen der Markgrafen zu Brandenburg auf, und gab dadurch eine große Veranlassung zur Reformazion. Denn Tetzel, (Anmerkung. Dieser Mann titulirte sich in seinen Ablaßbriefen: „Prediger Ordens des Convents zu Leipzig, der Gottesgelahrtheit Baccalaureus, ketzerischer Bosheit Untersucher, und Unterkommissarius durch die Lande der Markgrafen zu Brandenburg.“) der mit seinem Ablaßkram nicht nach Sachsen kommen durfte, predigte und schrie desto stärker an der Nordgrenze dieses Landes herum, um Leute aus Sachsen zu sich zu locken, und ihnen das Geld ab-

zunehmen; darüber gerieth er mit dem enthusiastischen Luther in einen Streit, nnd daraus entstand sehr schnell eine Bewegung und ein Feuer, das eine der größten geistlichen Revoluzionen bewirkte, die je vorgefallen sind. — Alle diese Umstände machten dem Joachim die Reformazion, die auf eine so kleinlichte Art vor seinen Augen entsprang, gleich Anfangs zuwider und verhaßt, und sein Eigendünkel und seine tiefe Weisheit verhinderten ihn, Zeitlebens bessere und mildere Gesinnungen von derselben anzunehmen, zumahl da er auch dadurch wider das Interesse seines Bruders gehandelt haben würde; so wie dieser wieder theils aus Gefälligkeit gegen den Pabst, theils aus Furcht, seine Stifter zu verlieren, das heilsame Reformazionswerk verabscheuen mußte. — Fast eben so viel, als diese Dinge, wirkten

Drittens, die Bischöfe in den Marken bey Joachim wider die Reformazion. Diese Prälaten, und zum Theil sehr gelehrte Herren, waren immer um den Churfürsten herum, und hatten den größten Einfluß auf ihn; einer, der Bischof zu Lebus, Dietrich von Bülow, war sein Lehrer und Erzieher gewesen, und der andere, Hieronymus Schulz, Bischof zu Brandenburg und Havelberg zugleich, war sein Minister und Liebling, den er in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog, und

den er selbst bey einem seiner Kinder zum Gevatter wählte. Diesem Bischof zu Brandenburg, einem abgestimmtem Hofmann, an welchen sich Luther in der ersten Noth wandte, weil Wittenberg zu seinem Kirchsprengel gehörte, wäre es beynah gelungen, die Funken der Reformazion beym ersten Erglimmen zu ersticken, und alles wieder einzuschläfern, wenn der unverschämte Tetzel durch sein Schnauben und Drohen mit Bann und Feuer nicht alles verderbt, und die ganze Politik des Brandenburgischen Bischofs zu Schanden gemacht hätte. Dessen ungeachtet fuhr er immer fort, den aufgebrachten Luther auf alle Art zu besänftigen, und zu verhindern, daß er nicht weiter gehe; als dieß doch erfolgte, so reiste er selbst nach Wittenberg, um auf Luther persönlich zu wirken, und ihn, wo möglich, zum Rückschritt zu bewegen; denn er hatte eben den Bann, diesen Blitz der Bischöfe, gefährlich angegriffen und verworfen. Allein Schulz richtete mit allen seinen Vorstellungen bey Luther nichts aus, vielmehr bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß dieser verlästerte Augustinermönch auf dem Sprung stehe, noch weiter zu schreiten, wenn man ihm die geringste Gelegenheit dazu gäbe, und daß er überhaupt vor Eifer, die Irrthümer des päbstlichen Kirchensystems ohne Schonung aufzudecken, brenne. Dieß brachte den

Bischof Schulz gegen Luther so entsetzlich auf, daß er einer seiner größten Widersacher wurde, uud einmahl sogar sich zu sagen erkühnte: „Er wolle sein Haupt nicht sanft legen, er habe denn Luthern zum Feuer gebracht.“ — Man kann leicht denken, daß dieses feindselige Verhältniß, worin Joachims Liebling mit dem Urheber der Reformazion stand, außerordentlich viel dazu beygetragen habe, daß die ganze Sache am Hofe zu Berlin verhaßt wurde, und daß fast alles sich dawider erklärte, um sich in seinem Ansehen und Interesse zu behaupten, und seinen Leidenschaften nachzuhängen. Zwar starb schon dieser Schulz im Jahr 1522, und Dietrich von Bülow ein Jahr darauf; allein dadurch wurde die Sache nicht besser, sondern nur noch schlimmer, und der Haß gegen die Lutherische Reformazion in den Marken noch größer, weil die neuen Bischöfe zu Brandenburg und zu Havelberg, Dietrich von Hardenberg und Busso der Zweyte von Alvensleben, eben so heftige Feinde der Reformazion waren, als Schulz. Der erstere, der bey Joachim in großer Gnade stand, besonders deßhalb, weil er einen unersetzlichen Abbruch an Einkünften erlitten hatte, da der Churfürst von Sachsen und der Fürst Wolfgang von Anhalt die bisherige Kirchenverfassung in ihren Ländern

völlig abänderten, und dadurch den Brandenburgischen Stiftssprengel außerordentlich schmälerten. Der andere, Busso von Alvensleben, erklärte sich noch unter Joachim dem Zweyten, der doch für die Reformazion war, auf's stärkste gegen dieselbe, und suchte ihr durch alle Mittel den Eingang in sein ganzes Stift zu verwehren, obgleich alles rund um dasselbe herum mit den neuen Lehren erfüllt war. Eben so und noch schlimmer war der Nachfolger des von Bülow im Bisthum zu Lebus, Georg von Blumenthal gesinnt; dieser ging in seinem Eifer für die Erhaltung des Pabstthums so weit, daß Joachim der Zweyte sich äußerst darüber entrüstete, und alle die, welche er bey einer ähnlichen feindseligen Gesinnung gegen das Lutherthum ertappte, sprichwörtlich dem Teufel und dem Bischof zu Lebus empfahl. — Zu allen diesen Ursachen, welche der Reformazion in den Marken fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten, kam noch eine Hauptursache:

Viertens, die Universität zu Frankfurt an der Oder. Diese Universität, die im Jahr 1506, also kurz vor der Reformazion eingeweiht worden war, stand gleich bey ihrer Geburt in einem eifersüchtigen und feindseligen Verhältniß mit der Universität zu Wittenberg, woran ihre beyden Urheber, Pollich und Pi-

storis, welche wegen einer Streitigkeit über die Venerische Krankheit die größten Feinde von einander waren, die meiste Schuld hatten. Der oft genannte Bischof, Dietrich von Bülow, war der erste Kanzler der Universität zu Frankfurt, und Conrad Wimpina der erste Rector und Lehrer der Theologie auf derselben; sein Freund und ehemahliger College zu Leipzig, Pistoris, hatte ihn zu dieser Würde empfohlen, und ihn der theologischen Facultät zu Wittenberg entgegen gesetzt. Anfangs hatte Frankfurt großen Zulauf; dieß dauerte aber gar nicht lange; denn kaum war Luther, und nachher Melanchthon, in Wittenberg aufgetreten, so sank die neue Universität zu Frankfurt, und alles ging nach Wittenberg, um unter diesen großen Männern sich zu bilden, besonders da auch die Medicinische Facultät zu Wittenberg damahls eine der besten war, die es geben mochte. Darüber ärgerten sich die Professoren zu Frankfurt, und vorzüglich Wimpina, so empfindlich, daß sie ihren Brod- und Ruhmbeschneidern in Sachsen auf jede Weise entgegen zu arbeiten, und ihnen immer zu schaden suchten. Daher nahmen sie sich des elenden Tetzels wider Luther an; daher wagten sie die Sätze des letztern gegen den Ablaß zu widerlegen, und creirten sogar den Tetzel feyerlich zum Doctor der

Theologie, welche Doctorpromozion ihnen aber besser gelang, als die Vertheidigung des Ablasses, wobey Wimpina fast völlig zu Boden disputirt wurde. Die Frankfurter, vornehmlich die Frankfurter Professoren der Theologie, schadeten aber durch das alles, wie auch dadurch, daß sie „in der Lutherischen Uebersetzung des N. T. etliche hundert Verstoße wider den Verstand der heiligen Schrift“ entdeckten, den Wittenbergern so wenig, daß im Gegentheil der Zulauf zu den letztern nur noch stärker und allgemeiner wurde, und Frankfurt noch ärger verfiel, worüber endlich Wimpina dermaßen sich erboßte, daß er im Jahr 1531 Frankfurt verließ, und sich in sein Vaterland nach Franken begab. Das Jahr vorher war er mit dem Churfürsten, Joachim, auf dem weltberühmten Reichstag zu Worms gewesen, und hatte das Glaubensbekenntniß der ihm verhaßten Lutheraner mit ablesen gehört. Wie sein Churfürst, tadelte er es, und verstand sich sogar nebst einigen andern Gelehrten dazu, eine Widerlegung desselben aufzusetzen, und sie öffentlich vorzulesen, richtete aber auch dieß Mahl nichts aus, und zeigte durch alle Machinazionen gegen Luther und dessen Anhänger blos seine Schwäche und niedrigen Leidenschaften. — Diese nachtheilige Zwietracht, worin die Universität zu Frankfurt mit

der zu Wittenberg stand, wirkte nothwendig zurück auf den Churfürsten Joachim und auf andere Große in den Marken, und trug sehr viel bey, daß er und sie dem alten Systeme der Päbste und der Mönche hartnäckig ergeben blieben, und alle Verbesserungen verwarfen, die von solchen verhaßten Männern und Oertern herkamen. — Dieß waren die vornehmsten Ursachen, (Anmerkung. Daß die Packischen Händel, und der heftige Charakter des Urhebers der Reformazion, der kein Ansehen der Person scheuete, und der selbst mehrere Fürsten hart mitnahm, auch manches zum Widerwillen Joachims gegen dieses große Heilswerk beygetragen haben, dieß kann man sich leicht vorstellen, zumahl wenn man sich nochmahls an den Stolz und an die große gelehrte Einbildung dieses Fürsten erinnert) die jene auffallende Erscheinung in den Marken hervorbrachten, die den Joachim bestimmten, die Reformazion zu hassen, und ihr nicht nnr auf Reichstagen und bey allen Gelegenheiten, sondern auch in seinem Churfürstenthume alle Hindernisse entgegen zu dämmen.

Als die ersten Bewegungen und Gährungen wegen der bessern Glaubenslehren in den Marken entstanden, so sprangen Joachim, sein Bruder, Wimpina und die Bischöfe des Landes in aller Eil herbey, und suchten di

glimmenden Funken unter den Märkern, die, wie alle Völker, des päbstlichen Jochs überdrüßig waren, in der ersten Geburt zu ersticken; sogleich ließ auch Joachim scharfe Befehle gegen Luther's Lehren in seinen Ländern ausgehen, und diese Befehle wurden von Zeit zu Zeit, hauptsächlich auf Antrieb des Wimpina, noch mehr geschärft, um schlechterdings die Leute zu verhindern, daß sie die schwarze Binde des Aberglaubens nicht von der Stirne wegstreifen möchten. Dessen ungeachtet fanden Luthers Lehren in den Marken je länger je mehr Beyfall, seine Schriften und Bibeln gingen im ganzen Lande herum, und verursachten die größten Erschütterungen in den Gemüthern der bisher getäuschten Menschen. Joachim darüber betroffen, ließ neue hierarchische Befehle dagegen bekannt machen, und gebiethen: „Niemand solle Luthers Bücher und Bibeln weder lesen, noch in's Land zum Verkauf bringen;“ man solle sich dagegen an die weit bessere und vortrefflichere Bibel von Emser halten, worin vierzehnhundert grobe Irrthümer Luthers deutlich und klar aufgedeckt wären. Doch alle diese und andere päbstliche Verordnungen halfen wenig, oder nichts; die Evangelischen vermehrten sich immer stärker im Lande, und mehrere Adeliche ließen sogar den Gottesdienst in ihren Häusern auf protestan-

tische Art halten, weil Joachim auch nicht die kleinste Aenderung im öffentlichen Gottesdienst erlauben wollte. Die zornige katholische Geistlichkeit erhob darauf laute Klagen, daß der Gottesdienst in den Kirchen verabsäumt und ganz verachtet werde; die Mönche schrien und sprudelten noch ärger, weil man sie als faule Bäuche zu brandmarken anfing, und ihnen die Almosen und milden Gaben entzog. Daher mußte der hartnäckige Joachim zu seinem größten Verdruß noch erleben, daß einige Klöster zu Berlin und zu Frankfurt von den Mönchen aus Mangel an Unterstützung ganz und gar verlassen wurden, und daß in der Stadt Stendal ein gefährlicher Tumult der Religion wegen ausbrach, indem man daselbst unter grossem Zudrang Lutherische Lieder sang, und die verbesserten Religionsideen predigte. Die gute Stadt empfand deßwegen den ganzen Zorn Joachims, der mehrere Bürger einkerkern, und sechs Personen hinrichten ließ; zugleich verlor die Stadt die Zollfreyheit durch die Altmark und Priegnitz, und der Prozeß kostete den Bürgern die damahls sehr große Summe von 30,000 Gulden. — So haben immer Menschen gegen Menschen gewüthet, und alle Mittel und Künste erschöpft, um sich wechselseitig ihre geringe Glückseligkeit auf dieser Erde zu zerstöhren! So wurde die natürliche Bruderliebe der eckel-

haften Herrschsucht aufgeopfert! So die edelste und heiligste Sache dem Eigennutz und der niedrigsten Thierleidenschaft! So suchte von jeher die Tyranney und die tiegerartige Intoleranz den Verstand und den Geist der Menschen in Ketten und Banden zu schlagen, und ganze Völker zum schrecklichen Viehmechanismus und zum unerträglichsten Einerley auf immer und ewig zu verdammen! Doch ein allmächtiger Gott regiert die Welt, und der läßt nicht geschehen, was gewisse Menschen wollen, sondern was er will, und was der Menschheit Heil gewährt!

Brandenburg durfte nicht katholisch bleiben, wie Polen, und andere Länder in Europa, wenn aus diesem noch sehr geringen Staat etwas werden, wenn er sich nach und nach heben, und vergrößert und mächtig die Plane realisiren sollte, welche die Vorsehung in seine Bestimmung gewebt, und deren Enthüllung im achtzehnten Jahrhundert diesen Staat als einen der wirksamsten und nützlichsten zur allgemeinen Bewunderung dargestellt hat. Brandenburg mußte nach dem neuen Glaubens- und Kirchensystem reformirt werden, damit die Kultur und das ächte Bürgerthum desto besser gedeihen konnten; ja, Brandenburg mußte sogar mit der Zeit der höhern Aufklärung und den geläutersten Religionslehren huldigen, damit es auf die benachbarten Staaten wirken, und die Hälfte der Eu-

ropäischen Menschheit im krachenden Sturme einer unerhörten Revoluzion gegen die letzten Versuche, das System der alten Barbarey wieder herzustellen, beschützen helfen möchte. — Kaum war auch Joachim im Jahr 1535 in's Grab gebracht, und das alte päbstliche Hierarchiesystem in den Marken dieses großen Patrons beraubt; so sank es unter seinem Nachfolger, Joachim dem Zweyten, allmählig zu Boden, und verschwand zuletzt, wie ein düsterer Nebel, vor dem Lichte des gleich der Sonne über Europa aufgehenden Protestantismus.

Joachim der Zweyte war ein ganz anderer Mann, als sein Vater; zwar war er nicht so gelehrt, wie er, aber desto toleranter, großmüthiger und liebenswürdiger, und seine Politik war vielleicht die beste, die er in seiner Lage nur wählen konnte; denn er betrat den schlüpfrigen Mittelweg zwischen zwey auf einander erbitterten Partheyen, behauptete sich unter tausend Versuchen, ihn ausschließend auf die eine oder die andere Seite zu ziehen, standhaft auf demselben, und sicherte dadurch sich sowohl, als sein Land vor Krieg und andern Ungemächlichkeiten. Längst war er dem Protestantismus geneigt, er durfte sich aber bey Lebzeiten seines Vaters nicht das mindeste davon merken lassen; dieser Zwang hatte ihn behutsam und geschmeidig gemacht, so daß er gleich fertig nach dem

neuen und nach dem alten Religionssystem sich accommodirte, und weder jenes ganz annahm, noch dieses ganz verwarf, und es mit keiner Parthey völlig zu verderben, und sich desto besser nach den Zeitumständen richten zu können. Daher ging er langsam und bedächtig bey der Reformazion der Marken zu Werke, und es verflossen mehrere Jahre, eh' er sich im Puncte der Religion bestimmt erklärte, und ehe der Kaiser, sein Vetter, Albrecht, und die Protestantischen Fürsten erriethen, was er für Maasregeln ergreifen, und welchem System er sich annähern würde. Ganz anders verfuhr sein Bruder, der Markgraf, Johann, in der Neumark. Dieser reformirte sein Land in aller Geschwindigkeit, und drey Jahre nach seines Vaters Tod war schon das bisherige Religionswesen darin umgeschmolzen, der Gottesdienst nach dem neuen Muster eingerichtet, das Mönchthum völlig zerstöhrt, und eine andere Kirchenordnung eingeführt, die in den Lehrpuncten und in den Ceremonien vollkommen nach der Sächsischen gebildet war. Fast eben so machte es der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, ein Mann edlerer Art, als seine Vorgänger, der schon unter der Regierung des grossen Lichtfeindes, Joachim des Ersten, seine Anhänglichkeit an die Reformazion ungescheut zu Tag gelegt hatte; itzt ermunterte er sein

ganzes Stift, sich, wie er, zur Evangelischen Lehre zu bekennen, und den alten Sauerteig auszufegen; seine rühmlichen Bemühungen gediehen sehr schnell, und das Lutherthum wurde in seiner Dioces in kurzem herrschend, worüber er sich innig freute, ob er gleich dadurch die Hälfte seiner Einkünfte verlor. (Anmerkung. Luther sagte daher jedesmahl, so oft dieses edeln Mannes gedacht wurde: „Gott gebe uns viele solche Bischöfe!") Diese beyden Beyspiele, diese ohne allen Widerstand schleunig durchgesetzten Reformen in der Neumarkt und im Bisthum Brandenburg, so wie der allgemeine Beyfall, den diese Ereignisse in den Marken erhielten, wirkten stark auf Joachim, nnd beförderten mächtig seinen Entschluß, die Hand an die Verbesserung des Religionszustandes seiner Unterthanen zu legen; denn er hatte deutlich eingesehen, daß der allergrößte Theil der Märker im Herzen völlig Evangelisch gesinnt sey, und daß folglich die Sanczionirung des neuen Glaubenssystems mit keinen bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft seyn werde. Da nun noch überdieß seine geliebte Mutter, die sich itzt wieder in den Marken aufhielt, ihm beständig anlag, sich öffentlich für das Lutherthum zu erklären, und die Landstände, und darunter selbst mehrere Prälaten, ihr Verlangen nach der Glaubensreinigung immer lauter äußerten; so ent-

schloß er sich endlich, ungeachtet aller Abrathungen von Seiten katholischer Fürsten, zu diesem wichtigen Schritt, und nahm zu Ende des Jahrs 1539 zu Spandau, in Gegenwart des ganzen Hofes, das heilige Abendmahl unter beyderley Gestalt aus den Händen des braven Matthias von Jagow. Diesem erhabenen Beyspiele folgten sogleich die meisten Hofbedienten, die Rathsherren und zum Theil die Bürger in Berlin und Cölln; bald darauf ging auch der für die allermeisten höchst erfreuliche Befehl aus: „Daß der Gottesdienst im ganzen Lande auf die Evangelische Art gehalten werden sollte.“ Diese Verordnung, die allen Religionszwang und alle geistliche Sclaverey mit einem Schlage vernichtete, wirkte, wie ein alles erschütternder Donner, über das ganze Land, und stiftete blitzschnell die größten Veränderungen. Die Bischöfe zu Lebus und zu Havelbrrg verstummten, die Mönche zitterten, die Pfaffen murrten, und ein großer Theil von ihnen, der die Reformazion haßte, ließ seine Aemter fahren. Zu Gardelegen eilte man so sehr mit der Einführung des neuen Systems, daß an einem und demselben Tage die katholischen Pfaffen zum letzten Mahl, und die Evangelischen Lehrer zum ersten Mahl den öffentlichen Gottesdienst hielten. Fast eben so eifrig schüttelte das Volk in andern Städten unter Jubel das Joch des Pabstthums

ab, es schimpfte auf die Mönche und Pfaffen, es entzog ihnen alle Gaben, und forderte mit Ungestüm Prediger der neuen Religion. Allein es fehlte an Lehrern, dieses Verlangen des Volks zu erfüllen, weil Wittenberg und die Reformatoren nicht im Stande waren, so viele Theologen auszurüsten, daß sie die Marken, und überdieß noch halb Deutschland, damit versehen konnten; deßhalb wählte man in kleinen Städten nnd auf den Dörfern Leute ohne Ansehen des Standes zu Lehrern und Seelsorgern, selbst Schmiede-, Mäurer- und Weißgerbergesellen, Böttcher, Schneider und andere Handwerker, wenn sie nur auf ihrer Wanderschaft zu Wittenberg den großen Luther gesehen und gehört, seinen Katechismus gelernt, und die Bibel gelesen hatten. Noch in den Jahren 1550 und 1560 wurden in den Marken unstudierte Schmiede- und Schneidergesellen auf Anhalten der Gemeinden zu Predigern eingeweiht und angenommen, und der Churfürst Johann Georg sah sich deßwegen genöthigt, in der Visitazions- und Consistorialordnung, die er zu Anfang seiner Regierung publicirte, zu befehlen: „Daß zum Predigtamt von nun an keine Schneider, Schuster, oder andere verdorbene Handwerker und Lediggänger, die ihre Grammatik nicht studiert, viel weniger recht lesen können,

und blos, weil sie ihres Berufs nicht gewartet, nirgends hinaus gewußt hätten, der Noth wegen Pfaffen geworden wären, angenommen und verstattet werden sollen." — Dennoch fanden sich auch nach dieser Zeit noch Buchdruckergesellen und andere unstudierte Leute unter den Brandenburgischen Predigern, und selbst im siebenzehnten Jahrhundert, da z. B. im Jahr 1636 zu Stendal zwey Prediger an der Pest starben, die vorher, ehe sie zum heiligen Amte berufen wurden, bloße Bürger und Bierbrauer gewesen waren.

Auf solche Art wurde der Protestantismus in den Marken zur Tagesordnung erhoben! So schnell unterlag das Pabstthum unter dem gewaltigen Andrang der neuen Wahrheiten! Auf diese Art hatte nun Joachim seiner Ueberzeugung und dem mächtigen Zeitgeist ein wichtiges Opfer dargebracht, indem er durch sein gegebenes Beyspiel und durch seinen Befehl den bisher zurückgedämmten Strohm der religiösen Revoluzion losließ, und das alte System dadurch bis auf die Außenwerke vernichtete! Aber auch der Politik wollte Joachim der Zweyte ein hinlängliches Opfer bringen, dadurch, daß er das alte Gerüste des päbstlichen Glaubens beybehielt, und in dem Aeußerlichen und den Ceremonien der Religion schlechterdings nichts verändert wissen wollte; denn er kannte sehr

wohl die große Gährung und die immer steigende Spannung zwischen den zwey Partheyen in Deutschland, und wußte nicht, wie Niemand, was noch am Ende daraus werden könnte. Daher ließ Joachim, nachdem vorher eine Kirchenvisitazion angestellt worden war, im Jahr 1542 eine ganz eigene Kirchenordnung in den Marken einführen, die zwar in Ansehung der Lehre völlig mit der Sächsischen und mit der seines Bruders übereinstimmte, in Ansehung der Kirchengebräuche aber ganz von ihnen abwich, und er bestand so fest auf dieser Abweichung, daß ihm seine Theologen nebst Luther und Melanchthon darin nachgeben mußten. Dadurch glaubte er von den Katholischen sich nicht getrennt, sondern blos einen Weg zur Wiederherstellung der Einigkeit zwischen ihnen und den Protestanten gezeigt zu haben; unaufhörlich bemühete er sich auch, eine Vermittelung zwischen den beyden Partheyen zuwege zu bringen, und die Ruhe in Deutschland zu erhalten; aber vergeblich; denn die Katholiken wollten gar nichts einräumen, und gar keine Irrthümer und Mißbräuche in der Religion fahren lassen, sondern es sollte alles beym Alten bleiben, und selbst mit Gewalt dahin zurückgebracht werden. Die Protestantischen Fürsten, die je länger je mehr einsahen, daß ein Krieg unvermeidlich wäre, verbanden sich genauer mit einander,

und rüsteten sich zur Vertheidigung der Glaubens- und Gewissensfreyheit; nur Joachim konnten sie nicht zum Beytritt des Schmalkaldischen Bundes bewegen, vielmehr mußten sie sich gefallen lassen, daß er seinen Bruder von diesem Bunde sogar wieder ablenkte. Als endlich der Krieg losbrach, und aller Anschein eines unglücklichen Erfolgs auf Seiten der uneinigen Protestanten war; so neigte sich Joachim völlig auf des Kaisers Seite, er schickte ihm sogar den Churprinzen Georg mit tausend Reutern nach Sachsen zu Hülfe, und verstand sich selbst, nach der Ueberwältigung der Evangelischen Fürsten, zur Annahme des sogenannten Interims, oder eines vorläufigen Vereinigungssystems, welches auch Joachim seinem Lande, wo das alte päbstliche Ceremoniel noch herrschte, leicht anpassen konnte, ob es gleich nichts weiter war, als das verhaßte Pabstthum mit einigen geringen Modificazionen; ja, er ging itzt in seiner Politik so weit, und sein Betragen in Absicht auf die Religion wurde so zweydeutig, daß sich die Katholikeu schmeichelten, er werde bald ganz zu ihnen zurücktreten, und das Lutherthum mit ausrotten helfen. Kaum hatte aber Moriz, gegen Vermuthen, den verfallenen Angelegenheiten der Protestanten wieder aufgeholfen, und den Passauischen Vertrag, und zuletzt selbst einen Religions-

frieden durch's Schwerdt erwirkt; so schloß sich der schlaue Joachim wieder näher an die Protestanten an, und wurde selbst, weil alle Gefahr glücklich vorüber, und die große Krisis zum Vortheil des Protestantismus entschieden war, ein eifriger Lutheraner. Itzt befestigte er den neuen Religionszustand in seinem Staate durch Einsetzung eines geistlichen Gerichts oder Konsistoriums; itzt durften ihn seine Theologen nicht mehr vergeblich ersuchen, in die Abschaffung der anstößigsten Kirchengebräuche zu willigen; itzt half er sogar das Erzstift Magdeburg reformiren; itzt hatte er das Herz, den päbstlichen Gesandten, die ihn zu Beschickung des wieder eröffneten Tridentiner Konciliums einluden, zu sagen: „Ihr mögt mit euerm Koncilium zum Teufel fahren, ich will bey meinem Herrn Christo bleiben;" itzt stiftete er ein feyerliches Dankfest wegen versicherter Religionsfreyheit, und im Jahre 1569, oder einige Jahre vor seinem Tode, legte er zuletzt vor einer in Berlin angestellten Synode ein förmliches Glaubensbekenntniß ab, das ganz der Augspurgischen Konfession entsprach, und dem eifrigsten Lutheraner Ehre gemacht haben würde. — Durch das alles bewieß aber Joachim der Zweyte nichts weiter, als daß er sich gut auf die sogenannte Politik verstand, und daß

seine Politik, wie jede andere, auf Interesse und auf die jedesmahlige Beschaffenheit der Zeitumstände, wie auf zwey Fundamente, sich gründete, und einzig und allein in der genauen Kenntniß und geschickten Benutzung dieser beyden Dinge sich zeigte. Sey dieß. Joachim der Zweyte war immer ein besserer Fürst, als sein Vater, er erhielt seinem Lande den edeln Frieden, er flößte seinen Unterthanen tolerante Gesinnungen ein, er steckte die Keime zur höheren Kunst- und Wissenschaftskultur, und verschaffte sich und seinem Lande die Vortheile des Protestantismus weit wohlfeiler, durch seine Politik, als die Fürsten von Sachsen, von Hessen und andern Ländern durch ihren Enthusiasmus und durch ihre Kriegsunternehmungen.

Unter Joachim dem Zweyten veränderten sich die Marken in jeder Hinsicht, und alles begann darin eine andere Form zu bekommen. Die Menschen wurden aufgeklärter und klüger; die vielen Ceremonien und Prozessionen, das freywillige Geiseln und Martern, das viele Fasten und Kasteyen, das Ablaßverkaufen und andere anstößige Dinge der Mönchsbarbarey kamen außer Mode und Uebung, und das Wallfahren nach dem heiligen Blute zu Wilsnak, zu Zehdenik und zu Göritz im Sternbergischen, das Wallfahren nach dem hei-

ligen Kreutz zu Bismark in der Altmark, nach dem heiligen Grabe zu Techto bey Pritzwalk und zu Königsberg, oder nach dem Marientempel auf dem Harlungerberg bey Brandenburg, und nach andern dergleichen heiligen Oertern unterblieb. Die vielen Klöster, deren unnütze Bewohner durch die Reformazion zu den überflüßigsten und verächtlichsten Geschöpfen von der Welt herabgewürdigt worden waren, standen leer, und wurden theils in Schulen und Hospitäler verwandelt, theils auf andere Art gebraucht; so wie ihre Güter meistens von der Regierung eingezogen, und besser benutzt wurden. Der große Einfluß der Geistlichen und der Bischöfe hörte auf, die Märkischen Stifter wurden dem Churhause einverleibt, und dadurch das Ansehen des obersten Landstandes außerordentlich geschwächt; dagegen aber die Macht der Churfürsten so sehr verstärkt, daß sie den Adel und die Städte in den Marken völlig in die Gewalt bringen konnten. Das Geistliche und das Weltliche wurden besser von einander geschieden, der Kultur und der Aufklärung neue Bahnen geöffnet, das Schul- und Erziehungswesen verbessert; der Staat erhielt dadurch mehr Einheit und Festigkeit, die Regierung mehr Glanz und Ansehen, und das neue Staatssystem seine Grundlage. Dieß waren die ersten heilsamen Folgen von der Einführung

der Reformazion in den Marken! Dieß war der Gang, den die Reformazion in den Marken genommen hat! Dieß war das merkwürdige Zeitalter, wodurch die ersten Fundamente zur vermehrten Macht und zur nachmahligen Größe des Hauses Brandenburg gelegt wurden, und zwar dadurch, daß ihm die Reformazion gen Osten und Westen die Wege zur Erringung der besten Länder aufföffnete! So gereichen Revoluzionen dem einen Staat zum Vortheil, und dem andern zum Nachtheil! So ertheilen Revoluzionen vielen Ländern und ganzen Erdtheilen eine neue Form und Richtung, und zeichnen Epochen und Fortschritte in die Geschichte der Menschheit! Ohne die Reformazion wär' aus Brandenburg nichts geworden, ja, ohne sie gäb' es kein Brandenburg mehr, sondern von der Elbe bis zum Rhein und vom Rhein bis zur Donau läge nur eine einzige furchtbare Monarchie!

Revoluzionen gedeihen nicht besser, als im Streit und Kampf. Je schneller und heftiger man sich ihnen widersetzt, desto geschwinder und besser fixiren sie sich; so wie fast immer in der Welt das Gegentheil von dem geschieht, was eigentlich nach dem System der Afterpolitik geschehen sollte. Eine Revoluzion, die nicht mit

Krieg und Gewaltsamkeiten vergesellschaftet ist, diese wäre nur eine Explosion, eine vorüber schwindende Mißerscheinung, und würde bald in sich selbst zerfallen, weil nur durch Widerstand und Gegendruck Leidenschaft und Enthusiasmus entflammt wird, und beydes zur rechten Begründung und zur glücklichen Vollendung einer Revoluzion das Hauptmittel enthalten. Diese Behauptung wird dadurch auf's beste bestätigt, daß gewöhnlich Streitigkeiten und Partheyen unter einer revoluzionären Nazion entstehen, sobald sie nur einigermaßen Ruhe und Friede genießt, und die gewaltsamen Gegenwirkungen des Auslandes wider ihr neues System etwas nachlassen.

Die Revoluzion der Hussiten, die das Vorspiel von der weit größern Revoluzion Luthers war, mag als ein Beyspiel zur Erläuterung des eben Gesagten dienen. Die Böhmen, durch ihren großen König, Karl den Vierten, klug gemacht, und durch einsichtsvolle Männer noch mehr aufgeklärt, empörten sich gegen ihren elenden Beherrscher, Wenzel, der nie wußte, was er wollte, und thun sollte, der Güte und Strenge, der Falschheit und Treue so planlos durch einander mischte, daß alles, was er begann, verkehrt gehen mußte.

Die schreckliche Verbrennung des Huß und des Hieronymus zu Costnitz, dieser zwey edeln Männer, die bey den Böhmen im größten Ansehen standen, hatte die ganze Böhmische Nazion in heftige Bewegung gestürzt, und hauptsächlich die sogenannte Hussitische Revoluzion zum Ausbruch gebracht. Denn itzt hatten die auf's höchste beleidigten Böhmen einen Hauptpunct, auf welchen sie alles bezogen, itzt loderten Leidenschaft und Rachsucht unter ihnen, itzt wurden ihnen die neuen Ideen des Huß erst recht theuer und wichtig, und sie entschlossen sich zum Blutkampfe mit ihren Feinden, um ihre kirchlichen und bürgerlichen Einrichtungen nach dem neuen System abändern zu können. Voll von Enthusiasmus wehrten sich die Böhmen gegen die zusammengesetzte Macht fast aller weltlichen und geistlichen Fürsten in Europa, und schlugen mit beyspielloser Tapferkeit Armeen von 150,000 Feinden, die von den besten Heerführern geleitet, die durch das Kreutzpredigen und das Ablaßertheilen der Päbste fanatisirt worden waren; von Wuth entbrannt verheerten sie weit und breit alle um Böhmen herumliegende Länder, und bewiesen sich von 1419 bis 1436 als die fürchterlichsten Feinde des ganzen Deutschlands. Nicht eher wurden sie auch zur Ruhe gebracht, bis das Koncilium zu Basel in Ver-

bindung mit dem Pabst gelindere Saiten aufzog, bis mau friedliche Unterhandlungen mit ihnen pflog, und ihnen ihre Forderungen größtentheils bewilligte. Kaum wurden aber die müden Böhmen die ersten Strahlen von der aufgehenden Friedenssonne gewahr, kaum schien es, als wenn ihre Feinde, gedehmüthigt und besiegt, ihnen nachgeben, und die verlohrne Ruhe wieder gönnen würden; so brachen schnell Unruhen und Fakzionen unter ihnen aus, so kämpften in kurzem Böhmen gegen Böhmen, so schadeten sie sich selbst in einem Jahr mehr, als alle ihre erbitterten Feinde in zwanzig Jahren ihnen nicht zu schaden vermocht hatten. Dieß war ein Wonnespectakel für die geistlichen und weltlichen Fürsten, als welche diese innerliche Zerrüttung auf's beste benutzten, so benutzten, daß das revoltirende Böhmen wieder unter die Herrschaft des abgesetzten und verworfenen Sigismund gedrückt, und selbst das, was man ihnen in kirchlicher Hinsicht eingeräumt hatte, bis auf ein paar Puncte beschränkt wurde.

Fast eben so ging es bey der Reformazion im sechszehnten Jahrhundert. Und eben so würde zuletzt der Ausgang dieser neuen Revoluzion beschaffen gewesen seyn, wenn nicht zwey Fürsten, zwey Helden, von denen man es, der

Natur der Dinge zufolge, am wenigsten erwarten konnte, es verhindert hätten, wenn nicht der ehrgeitzige Moritz den Schmalkaldischen Krieg, und der enthusiastische Gustav Adolph den dreyßigjährigen Krieg zum Vortheil des Protestantismus gelenkt hätten. — So lange der Reformazion große Urheber, insonderheit Luther lebte, und so lange die Furcht vor dem übermächtigen Kaiser, Karl dem Fünften, wie vor einem unvermeidlichen heftigen Krieg wirkte, so lange waren die Protestanten unter einander ziemlich einig, so lange hielten sie wenigstens zusammen, und vereinigten sich alle in dem Punct, das System der Reformazion auf alle Weise gemeinschaftlich gegen die Katholiken zu vertheidigen. Als aber die katholische Parthey ziemlich in die Enge getrieben, und die große Gefahr von dieser Seite glücklich abgewandt worden war, als Religions- und Gewissensfreyheit durch die Gewalt der Waffen errungen, und das neue Glaubenssystem dadurch sankzionirt worden war; so machten es die Protestanten, wie die Hussiten, und verfielen in ihrer eigenen Mitte auf unglückliche Zänkereyen und Streitigkeiten. Daraus entstanden gar bald Spaltungen und zuletzt mehrere Religionspartheyen, die, weil sie in einigen Stücken von einander abwichen,

sich auf's heftigste haßten, und dadurch den Katholiken, denen diese Erscheinungen außerordentlich erwünscht waren, alle mögliche Veranlassung gaben, einen Verderbensplan nach dem andern wider die vom Pabst abgefallenen Protestanten zu schmieden, um sie durch alle Mittel zu entkräften, und sie in den alten Zustand des blinden Glaubens allmählich zurückzuleiten.

Diese Streitigkeiten und Fakzionen in der Welt des Protestantismus waren auch dadurch vorzüglich gestiftet worden, daß mehrere große Männer in verschiedenen Gegenden von Europa fast auf einmahl die Hand an eine Kirchen- und Religionsverbesserung gelegt hatten. Im Norden des Deutschen Reichs thaten dieß Luther und Melanchthon, und im Süden desselben Reichs unternahmen dieß nach einander Zwingli und Calvin. Jeder dieser Männer hatte seine besondern Ideen, hatte gewissermaßen sein eigenes System, nur daß, so lange die eigentliche Revoluzion im sechszehnten Jahrhundert dauerte, diese Verschiedenheit der Meynungen und der Lehren noch nicht recht beachtet, noch nicht förmlich bestimmt wurde, obgleich die Ideen des Zwingli und des Calvin vornehmlich im Süden von Deutschland und

den angrenzenden Ländern sich ansiedelten, so wie die Lehren Luthers und Melanchthons im Norden von Europa. Dieß lag im Wesen der Dinge. Es gab also gleich Anfangs ein doppeltes Reformazionssystem, das Nördliche oder das Sächsische, und das Südliche oder das Helvetische. Das letztere war simpler, allgemeinfaßlicher, natürlicher, als das erstere, welches zu viel Geheimnißvolles und Mystisches, oder noch zu viel von dem alten mönchischen Unsinn in sich enthielt. Daher griff jenes mildere System immer weiter um sich, und verdrängte sogar in vielen Protestantischen Ländern das Nördliche oder das Lutherische Glaubenssystem, das wegen seiner sonderbaren Lehre vom heiligen Abendmahl, und wegen anderer mystischen Ueberladungen in den Ceremonien sowohl, als in den Lehrbegriffen je länger je anstößiger wurde.

Diese beyden Religionssysteme hatten sich allmählich von einander abgeschieden, und waren eigentlich blos die Frucht großer Streitigkeiten und mißlungener Versöhnungsanstalten; so wie die beyden auf diese verschiedenen Systeme sich beziehenden Partheyen der Evangelischen oder der Lutheraner, und der Reformirten oder der Calvinisten, gleichfalls erst

durch theologische Kriege und durch die unglücklichen symbolischen Regelbücher hervorgebracht wurden. — Es ist sehr merkwürdig, daß gerade Brandenburg, dieses nördliche Land, worin Anfangs die Reformazion gar nicht gedeihen wollte, das meiste zur Bildung dieser zwey Religionssysteme und dieser zwey Partheyen beygetragen hat; es ist sehr merkwürdig, daß Brandenburg sich dadurch, ohne es zu wissen, dasjenige Religionssystem gestiftet hat, welches es nach dem Beginn des siebenzehnten Säculums selbst angenommen, und welches ihm in jeder Hinsicht sehr große Vortheile verschafft hat. Folgende Darstellung enthält die natürlichen Gründe von der Entstehung des Evangelischen und des Reformirten Systems, und bestimmt den großen Antheil, den Brandenburg an dieser wichtigen Sache gehabt hat.

Auf den toleranten und politischen Joachim den Zweyten folgten in der Regierung Johann Georg, und Joachim Friedrich, zwey Fürsten, die so eifrige Lutheraner waren, als Joachim der Erste für das Katholische System eingenommen war; unter ihnen wurde von Grund aus das alte barbarische Glaubensgerüst weggerissen, alle unnützen Ceremonien, Prozessionen und Feste wurden

vollends abgeschafft, und im Jahr 1600 mit einer neuen Kirchenvisitazion die Reformen der Marken nach dem Lutherischen System gänzlich abgeschlossen. Der Churfürst, Johann Georg, erwarb sich überdieß die allergrößten Verdienste um das Erziehungswesen in seinem Land; er half dem unseligen Mangel an guten Schulen ab, und räumte dadurch die großen Hindernisse der Bürgerkultur und der Sittenmilderung aus dem Weg. Unter seinem Vorfahrer, Joachim dem Zweyten, war in dieser Hinsicht so wenig geschehen, und die Landesschulen wegen der mißlichen Beschaffenheit der Finanzen so schlecht bestellt, daß viele Brandenburger ihre Kinder in die auswärtigen Jesuitercollegia schickten, worin sie ohne Beachtung des Religionsunterschiedes nicht allein unterrichtet, sondern auch, wenn sie arm waren, mit Kleidung und Unterhalt versorgt wurden. Diese Maßregel, dieser Weg der Erziehung war aber äußerst zweckwidrig und verderblich, weil die Jesuiten, diese neuen Janitscharen der Päbste, in ihren Kollegien alles anwendeten, um die Kinder der Protestanten in den Schoos der katholischen Kirche zurück zu gängeln, und mit solchem Erfolg, daß sie sich nicht ohne Grund berühmten, in wenigen Jahren über vierhundert ihrer

Schüler, und darunter sehr viele Märker, für das Nachtreich der Päbste gewonnen zu haben. Diese und andere Erscheinungen erregten in kurzem großes Aufsehen bey den höhern Ständen in Brandenburg. Die Geistlichen, über den Verlust so vieler Seelen höchst entrüstet, fingen an, gegen dieses Unwesen auf allen Kanzeln entsetzlich zu schmettern; ihr Geschrey bewog hauptsächlich den Churfürsten Georg, der Verbesserung der Landesschulen sich schnell und ernstlich anzunehmen, und sie mit guten Einkünften zu versehen, um der schlauen Proselytenmacherey der Päbste und ihrer Trabanten ein Ende zu machen. Die Schulen zu Berlin wurden daher 1574 alle zusammen geschmolzen, und im grauen Kloster ein Gymnasium angelegt, in welchem sich gleich Anfangs über sechshundert Schüler in den höhern und niedern Klassen einfanden, und dadurch von der bisher gehemmten Neigung der Brandenburger zu den Wissenschaften ein großes Zeugniß ablegten.

Bey diesen Bemühungen, für eine gute Erziehung und Bildung der Märker zu sorgen, hätte der Churfürst, Georg, stehen bleiben sollen; allein sein Eifer für die gute Sache des Lutherthums riß ihn fort, noch weiter zu gehen,

und alle theologische Streitigkeiten und verschiedene Darstellungen der Religionslehren völlig zu untergraben, um eine Harmonie in der Religion und der Dogmatik zu begründen. Der gute Georg, verlassen von höherer Menschen- und Weltkenntniß, bedachte nicht, daß eine solche Glaubens- und Denkeinigkeit sich weder erzwingen läßt, noch möglich ist, und daß in revoluzionären Zeitaltern die größte Toleranz stillschweigend gestattet werden muß, um den Enthusiasmus und die Fakzionssucht im Zaum zu erhalten. — In Gemeinschaft mit dem Churfürsten von Sachsen wollte er ein allgemeines, infallibles Lehrbuch von den vornehmsten märkischen und sächsischen Theologen aufsetzen, und darin alle Religionslehren deutlich bestimmen und gleichsam einrahmen lassen, um dadurch den theologischen Fehden, insonderheit der Heterodoxie, oder vielmehr der Toleranz gewisser Männer förmlich ein Ende zu machen. Zu Torgau und im Kloster Bergen bey Magdeburg wurde auch ein solches Wunderbuch, das alle Verschiedenheit der Begriffe in der Religion verbannen sollte, zusammen geschmiedet, und gleich darauf unter der schönen Rubrik: Formula Concordiae, oder Einigkeitsbuch, allenthalben herum geschickt; alle protestantische Reichsstände

und Theologen wurden zur Annahme und zur Unterschrift dieses Heilsbuchs aufgefordert, und es schien alles dazu sich bequemen zu wollen, da drey Churfürsten, zwey und zwanzig Fürsten, sechs und zwanzig Grafen, fünf und dreyßig Städte und einige tausend Prediger sich wirklich zur Unterzeichnung verstanden. Da nun noch außerdem alle Theologen in Brandenburg und in Sachsen auf Befehl ihrer Oberherren die Denk- und Gewissensfreyheit zu Gunsten der Formula Concordiae aufopfern mußten, und die sogenannten Philippisten oder Kryptocalvinisten in Sachsen mit Gewalt unterdrückt worden waren; so bekam es das Ansehen, als wenn durch dieses theologische Regelbuch der gewünschte Endzweck erreicht, und eine völlige Harmonie in der Sphäre des Protestantismus bewirkt werden könnte. Doch dieß war ein sehr betrügerischer Anschein, und in kurzem zeigte sich's traurig, daß die Formula Concordiae eine unglückliche Formula Discordiae geworden sey. Sie war Schuld, daß die zwey kirchlichen Fakzionen, die Reformirten und die Lutheraner in Deutschland, förmlich gebildet wurden; sie war Schuld, daß alle Hoffnung zur Verschmelzung der südlichen und nördlichen protestantischen Religionsbegriffe auf immer verschwand; sie war Schuld,

daß die Protestanten geschwächt, und von der katholisch-österreichischen Parthey je länger je stärker beeinträchtigt und gedrückt wurden; sie war Schuld, daß der dreyßigjährige Krieg so unglücklich für die Deutschen Fürsten geführt, und daß beynah Deutschland und der Protestantismus von Oesterreich völlig unterdrückt worden wären, wenn nicht Gott beyden einen Erretter aus dem Norden zugesendet hätte. Solches Unglück wurde durch ein infallibeles Glaubensbuch angestiftet! Solche traurige Erscheinungen veranlaßte unkluger Religionseifer, veranlaßte die ewig verwünschte Ketzermacherey! Allen toleranten und edeln Männern in Deutschland war nunmehr die fröhliche Hoffnung entrissen, eine Vereinigung zwischen den Lutheranern und den Calvinisten noch zu Stand zu bringen, und dadurch die immer um sich greifenden Katholiken desto besser zur Mäßigung zu zwingen. Itzt war alles vergeblich. Die Reformirten, wie sie nun hießen, griffen die Formula Discordiae auf's heftigste an, und der Riß in der protestantischen Christenheit wurde immer größer, zumahl da der Calvinistische Lehrbegriff itzt weiter sich verbreitete, und in der Pfalz, in Hessencassel, in Anhalt, und in andern Reichsländern förmlich eingeführt wurde.

Sachsen verlohr, zur gerechten Bestrafung seiner häßlichen Mönchsorthodoxie, die Direkzion der protestantischen Angelegenheiten, deren sich Churpfalz bemächtigte; und als die Sächsische Glaubenswuth noch nicht gestillt war, sondern einen neuen Versuch, das simplere und mildere System der Reformirten herrschend zu machen, wieder vernichtete, und sogar den Urheber dieser edeln Bemühungen, den vortrefflichen Kanzler Crell im 70sten Jahre seines verdienstvollen Lebens öffentlich hinrichten ließ, so stiftete es sich dadurch ein ewiges Schanddenkmahl.

Was in dem halbkatholischen Sachsen, das seitdem im siebenzehnten Säculum in die alte Mönchsbarbarey zurückfiel, nicht gelingen wollte, das gelang bald hernach desto besser in Brandenburg. Da wurde, da mußte das Religionssystem der Toleranz und der Vernunft auf den Thron erhoben, und dadurch der höhern Kultur eine freyere Bahn bereitet werden. Johann Siegmund war's, der den Muth hatte, sich in dem eifrig lutherischen Brandenburg förmlich zum religiösen System der Vernunft und der Simplicität zu bekennen, und alle seine Unterthanen aufzufordern, ein Gleiches zu thun. Dieser Siegmund war ein

kluger, selbstständiger und toleranter Fürst, der schon in seiner Jugend den Reformirten geneigt sich bezeigte, und den Haß der Lutheraner gegen dieselben von Herzen verabscheute; daher mußte er auch einen eigenen Revers, den ihm sein orthodoxer Vater, Johann Georg, vorlegte, unterschreiben, und angeloben, daß er bey den Symbolen der lutherischen Kirche, besonders bey der Formula Concordiae, lebenslang beharren, und niemahls eine Aenderung in Religionssachen vornehmen wollte. Allein Siegmund that dieser abgenöthigten Erklärung wegen nicht Verzicht auf seine Denk- und Gewissensfreyheit, die über allen Zwang erhaben ist, und er machte, sobald er zur Regierung gekommen war, aus seiner Anhänglichkeit an den reformirten Lehrbegriff kein Geheimniß, besonders da er sich noch Vortheile von dieser Religionsgesinnung verschaffen konnte. Bekanntlich gerieth er in Streitigkeiten wegen der Jülich-Clevischen Erbschaft mit Pfalzneuburg und mit andern Prätendenten; er mußte sich also nach Schutz umsehen, und sich die benachbarten und damahls mächtigen Holländer zu Freunden machen. Da nun diese, wie seine neuen Unterthanen am Rhein, reformirt waren, so glaubte er, mit Recht ihrer Liebe und Unterstützung dadurch am besten sich versichern

zu können, wenn er sich zu einerley Religions-system mit ihnen bekennte, zumahl da sein Widersacher und Miterbe, der Pfalzgraf von Neuburg, die katholische Religion angenommen, und sich ganz an Baiern und Oesterreich angeschlossen hatte, um desto mehr Beystand von ihnen zu erhalten. Im Jahr 1613 trat Siegmund nach einigen Vorbereitungen öffentlich zur reformirten Confession über, und mit ihm fast der ganze Hof. Die Landstände thaten wider besseres Erwarten Vorstellungen dagegen, und es kam selbst zu auffallenden Volksbewegungen. Da erklärte er großmüthig: „daß der Religion wegen Niemand gehaßt und verfolgt werden solle;“ da warnte er seine kleine Parthey vor allen Streitigkeiten mit den Gegnern, und verwieß ächtchristlich die Reformirten und die Lutheraner zur gegenseitigen Verträglichkeit.

So war eine große That, so ein großer Schritt geschehen, der im Verlaufe der Zeit die heilsamsten Folgen nach sich zog! So mußte Siegmund die unglücklichen Unternehmungen seines Vaters, Georg, wieder gut machen, und das Unheil von Brandenburg nach und nach ableiten, das durch die Sankzionirung einer eisenfesten Orthodoxie begründet worden war, und

das noch weit schlimmere Wirkungen geäußert haben würde, wenn nicht sobald das Skandal von der heiligen Stätte der Religion und der Vernunft genommen worden wäre! So mußte das göttliche System der Toleranz und der Aufklärung in Brandenburg angepflanzt, und dadurch ein mächtig wirkendes Beyspiel der Nachahmung für nahe und ferne Staaten aufgestellt werden! Brandenburg-Preußen wäre nicht das, was es itzt ist, es wäre nicht bis zu dem Grade der Kultur fortgeschritten, bey welchem es gegenwärtig steht, wenn Johann Siegmund das reformirte Religionssystem nicht angenommen, wenn nicht nach und nach in den Marken demselben aufgeholfen, und dadurch der höhern Kultur und der Vernunftentwickelung beständig eine Stütze von oben herab, vom Thron her verliehen worden wäre. Brandenburg-Preußen würde itzt nicht so erhaben und unbesorgt mitten im Sturme einer wüthenden Revoluzion, mitten in der schrecklichsten Gährung aller Ideen sich zeigen können, wenn das System der Toleranz und der Vernunft nicht mit seinem Innern auf's genaueste verwebt, wenn es nicht überzeugt wäre, daß Kultur und Wissenschaft in jeder Hinsicht weit vortheilhafter seyen, als Barbarey und Aberglaube. — Allmächtiger Oberherr des Erdkreises! erhalte

diesen wahren Staat, der so viel zur allgemeinen Bildung von Europa beyträgt, unverletzt und unerschüttert, und laß die Krisis der Revoluzion so vor ihm vorübergehen, daß seine Macht und sein Einfluß dadurch nicht gemindert, sondern nur noch vermehrt wird! Laß sein Loos des Fortsteigens entschieden seyn, und seine Linke immer mehr Morgen, und seine Rechte immer mehr Abend fassen, damit alle Welt erkenne, daß du, allmächtiger Herrscher im Himmel! die Staaten, wie einzelne Menschen und Familien segnest, die fromm sind, und das Gute befördern!

Verbesserungen.

Seite 4. Zeile 25. ließ die, statt der.
S. 17. Z. 14. l. alles, st. allen.
S. 18. gehört die Anmerk., wie jede, unter den Text.
S. 20. Z. 10. l. Priestermacht, st. Priesternacht.
S. 81. Z. 25. l. Götterkultus, st. Götterkultur.
S. 82. Z. 3. l. die, st. und.
S. 82. Z. 28. l. machte, st. mahlte.
S. 105. Z. 15. l. Sinn, st. Stern.
S. 117. Z. 18. l. Korna, st. Korona.
S. 119. Z. 4. l. Najd, st. Nojd.
S. 121. Z. 3. l. Socotora, st. Sacatona.
S. 121. Z. 28. l. Kostbarkeiten, st. Kostbarkeit.
S. 159. Z. 1. l. Ueber den Gang der Reformazion, st. der Revoluzion.
S. 170. ist sonderbarer Weise die Anmerkung nicht unter den Text, sondern mit in den Text gesetzt worden.
S. 178. ist eine Anmerkung wieder in den Text gewebt, welches großen Uebelstand verursacht.

Der Verfasser bittet wegen dieser und anderer Fehler das Publikum um Verzeihung; denn die Schrift ist ohne seine Revision gedruckt worden. Daher rührt auch die ungleiche Punktazion, ja, selbst die ungleiche Grammatik, da ich, aus gewissen Gründen, im Dativ und Ablativ denenjenigen Substantiven kein E gebe, welche im Nominativ auch kein E haben, statt daß der Herr Korrektor, wider meine Handschrift, bald ein E hinzugesetzt, bald meine Schreibart stehen gelassen hat.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8° Hf
Heynig

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynig, Johann Gottlob

Ansichten einiger der schwersten Phaenomene in der Weltgeschichte

Leipzig 1808

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1050
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251786-3